Denkwürdigkeiten

des Herrn von Falckenskiold,

Königl. Dänischen Generals

während des Ministeriums und der Katastrophe

des Grafen von Struensee;

enthaltend

eine treue und unpartheiische Darstellung der Ursachen und Umstände dieser Katastrophe, in welche der Verfasser mit verwickelt gewesen, so wie seiner fünfjährigen Gefangenschaft auf der Feste Munckholm,

nebst

einer Relation der Feldzüge desselben in der Russischen Armee gegen die Türken in den Jahren 1769—70,

und

Betrachtungen über den Militair-Etat Dänemark's rc.

herausgegeben

von

Phil. Secretan,

Vice-Präsidenten des Waadtländischen Ober-Appellations-Hofes.

Aus dem Französischen

von

L. A. Magnus.

Zweiter Theil.

Leipzig, 1826.

Bei C. H. F. Hartmann.

Betrachtungen

über die Feldzüge der Russen gegen die Türken in den Jahren 1769 und 1770;

der Feldzug von 1788 zwischen Schweden und Rußland, und

Denkschrift

über

den Militair-Etat des Königs von Dänemark.

Einleitung.

Im Jahre 1769 trat ich in Russische Dienste als General-Quartiermeister-Lieutnant mit dem Grade eines Oberstlieutnants, und das Jahr darauf wurde ich als Oberst in das Genie-Corps versetzt. Während des Feldzuges von 1770 hatte ich den besondern Auftrag, die Stellungen der Armeen aufzunehmen. Die Karten dieses Kriegsschauplatzes, welche der Kaiserin zugeschickt und herausgegeben worden sind, habe ich verfertigt. Nachdem der General Kutusow die Armee verlassen hatte, übernahm ich das Kommando der Ingenieur-Korps.

Bevor ich von dem gegen die Türken unternommenen Feldzuge selbst spreche, werde ich einiges über den Zustand der Russischen Einwohner, die Zusammensetzung der Armeen dieses Reichs, und über die Offiziere von Rang, welche ich persönlich gekannt, mittheilen und dann ins Detail der Angelegenheiten Rußlands, dessen Diensten ich ausschließlich mich zu widmen berufen war, übergehen.

Zustand der Einwohner Rußlands.

Das Russische Reich hat eine Ausdehnung von 165 Grad in der Länge und 32 in der Breite, und beherrscht gegenwärtig die Tartaren der Krimm, welche im 13. und 14. Jahrhundert ihm Gesetze vorschrieben, es im 16. Jahrhundert verheerten und noch 1685 einen jährlichen Tribut von 100,000 Rubeln von Rußland für die Loskaufung seiner in ihre Gefangenschaft gerathenen Unterthanen erhob. Der jetzige Zustand war selbst zur Zeit, als ich in die Russische Armee trat, noch nicht begründet, und der Feldzug, wovon ich handle, galt zugleich denselben Tartaren, wie den Türken.

Die Menschenklasse, welche sich mit dem Ackerbau beschäftigt, vormals Bauern genannt, ist in jedem Lande die zahlreichste, welche am meisten zum Wohlstande der Völker beiträgt, und ist in Rußland in Verhältniß zu den andern Ständen zahlreicher als in irgend einem andern Theile Europa's. Die Russischen Bauern waren frei, während die eines großen Theils von Europa leibeigen waren, doch entstand die Leibeigenschaft in diesem Lande zu einer Zeit, wo sie in den meisten Europäischen Staaten wieder abgeschafft wurde. Unter der Regierung Ivan Wasiliowitsch des II. gehörte der Russische Bauer keinem Lande, keinem besondern Herrn an; der Boden war das ausschließlichste Eigenthum des Adelstandes, und der Bauer hatte durchaus keinen Antheil daran, sondern pachtete ein Stück Land und bearbeitete unter gewissen Bedingungen das Feld des Adels. Eine Freiheit der Art machte indeß die Subsistenz des Landmanns höchst unzuverlässig, und das Elend veranlaßte einen großen Theil dieser Individuen, nach Sibirien auszuwandern. Diesem Einhalt zu thun, untersagte Czaar Ivan Wasiliowitsch dem Landmann,

seinen Wohnort zu verlassen; Czaar Boris Gudonow hob dieses Verbot auf und stellte die Freiheit des Bauernstandes wieder her; sein Nachfolger erließ ein für den Landmann und Grundeigenthümer günstiges Gesetz, allein die bürgerlichen Kriege verhinderten dessen Ausführung.

Im Jahre 1626 erschien eine Verordnung des Czaars Michel Fedorowitsch, daß der Bauer von dem Lande, welches er bearbeitet, sich nicht trennen, und das Eigenthum des Herrn des Grund und Bodens werden solle, der jedoch seinerseits für die Bedürfnisse seiner für ihn arbeitenden Untergebenen zu sorgen habe. Diese Verordnung, welche die Leibeigenschaft der Russischen Bauern begründete, wurde von diesen eher als eine, ihre Existenz sichernde Wohlthat angesehen. Gleichwohl war diese Freiheit eine schwere Last für Menschen, welche kein Eigenthum, keinen Handel hatten und die, außer einem noch sehr unvollkommenen Ackerbau, fast keine einträgliche Industrie kannten.

Fast überall, wo die Hauptquelle des Volkes in dem Ackerbau besteht, scheint die gewaltsame Aneignung des Bodens von Seiten einer herrschenden Klasse nothwendigerweise die Leibeigenschaft des Landmannes zur Folge zu haben, so wie das wirksamste Mittel, die Freiheit wieder zu erlangen, in den Fortschritten der kaufmännischen Betriebsamkeit zu liegen. Daher lastet die Leibeigenschaft aus denselben Ursachen, welche sie über die Russischen Bauern verhängten, auch auf denen in Ungarn und Polen, und gleichwohl bietet die Ukraine noch in unsern Tagen das Bild der alten Freiheit dar, deren der Russe unter einem System theilhaftig wurde, wo die Kaste des Adels mit Ländereien Handel trieb. So sehr ist es ausgemacht, daß der Karakter der Völker, durch das Klima verschiedentlich modifizirt, den unvermeidlich scheinenden Einwirkungen der gesellschaftlichen Einrichtungen entgehen kann.

Die Leibeigenschaft der Russischen Bauern wurde durch verschiedene Gesetze unter nachbenannten Regierungen, und besonders unter der Peters I. geregelt. Vor der Regierung dieses Fürsten erhob man die Steuern nach den Schornsteinen

oder Feuerstellen; Peter I. führte zuerst die Kopf- oder Personensteuer, so wie die militairische Conscription ein, und machte jeden Herrn für seinen Bauer wegen dieser beiden Lasten verantwortlich. Außerdem unterwarf er ihn gewissen Strafen, für den Fall, daß er einen, seinem Herrn entwischten Leibeignen in seinem Gebiete aufnähme. Dagegen bestimmt kein Gesetz die Lasten, welche der Grundherr seinen Bauern auflegen kann. Dieser kann vielmehr nach Willkühr über ihre Zeit, ihre Arbeit, gleichviel ob zur Bestellung des Bodens, oder zu irgend einer besondern oder häuslichen Verrichtung, verfügen; er erhebt nach Gefallen Steuern von allen, die sich mit Handel, Manufakturwesen und mechanischen oder freien Künsten beschäftigen; er kann sogar über deren Ersparnisse schalten. Der Leibeigne hat weder das Recht, sich gegen seinen Herrn eine eigenmächtige Handlung zu erlauben, noch ist ihm der Weg offen, bei der Behörde deshalb Beschwerde zu führen.

Mancher Herr schickt von seinen Bauern junge Leute in die Stadt, um sie daselbst ein Handwerk erlernen zu lassen, dann vermiethet oder verkauft er sie, oder sie müssen für ihn selbst arbeiten. Der Gebieter kann über seine Untergebenen jede ihm angemessen scheinende Strafe verhängen; doch darf er ihn nicht tödten und ist sogar des Mordes schuldig, wenn der Leibeigne 3 Tage nach erhaltenen körperlichen Züchtigungen an den Folgen derselben stirbt.

Schenkt der Herr seinen Sclaven die Freiheit, so ist diese nur dann als gültig zu betrachten, wenn der Freigelassene Kaufmann oder Bürger wird; denn das Gesetz erkennt nur die Adeligen, die Kaufleute und Bürger als freie Menschen an. Man findet in Rußland kein Beispiel, daß ein Großer den Bauern seiner Besitzung die Freiheit geschenkt und ihnen zugleich den Boden eigenthümlich überlassen hätte; auch würde eine solche Schenkung gar keine Gesetzeskraft haben und kann von dem Nachfolger des Besitzthums wieder ungültig gemacht werden.

Die Klasse der Kaufleute ist in Rußland nicht zahlreich. Peter I. bewilligte ihnen Privilegien und bildete Handelsgesellschaften in Petersburg, Astrachan, Twer, Archangel u. s. w.

Indessen ist der größte Theil der Kopfsteuer unterworfen und kann für die Armee requirirt werden. Nicht ein einziger von ihnen darf unmittelbar mit auswärtigen Kaufleuten handeln, sie sind auf den inländischen Handel beschränkt und haben dafür allein das Recht, rohe Produkte zu kaufen, welche sie wieder an fremde Kaufleute verkaufen, die entweder in dem Lande selbst etablirt sind, oder zum Besuch der Märkte hinkommen. Die Kaufleute haben so gut als die Bauern dieselben Gebräuche und Kleidertrachten beibehalten, wie sie vor Peter I. üblich waren; höchstens fand unter dem Adel und dem Militair eine dauerhafte Aenderung der Art statt.

Die meisten Russischen Handelsleute führen keine Handlungsbücher, da sie weder schreiben noch lesen können; sie rechnen nach tartarischer Art. Auch scheinen sie viel Aehnlichkeit mit den Juden zu haben, und sind wie diese sehr schlau im Handel. Ich war zugegen, als sie in ihren Läden Schuhe verkauften, deren Sohlen bloß angeleimt waren, und Matrazen, welche statt der Pferdehaare mit altem Seilwerg ausgefüllt waren. Der Russische Kleinhändler schlägt viel vor; man muß indessen bedenken, daß die Beamten und Großen, trotz so manchen zur Erhaltung des Kredits erlassenen Verordnungen, ihre Schulden nicht gewissenhaft tilgen, und daß der Gläubiger, wenn er zur Einforderung seiner Gelder bei ihnen erscheint, gewöhnlich Gefahr läuft, Stockprügel dafür zu bekommen.

Die Russischen Handelsleute, und besonders die herumreisenden, sind Leibeigne, und treiben nur Handel, wenn sie von ihren Herrn die Erlaubniß dazu erhalten.

Peter I. schaffte im Jahre 1719 die Würde eines Russischen Patriarchen ab, führte an deren Stelle die heilige Synode ein und maßte sich in geistlichen Angelegenheiten dieselbe grenzenlose Gewalt an, die er über alles ausübte.

Die Güter der Geistlichkeit, welche jährlich 2,000,000 Rubel einbrachten, wurden der Krone zugetheilt und die Zahl der sich dem Klosterstande widmenden Individuen beiderlei Geschlechts wurde dermaßen verringert, daß man jetzt nicht über 4000 im ganzen Reiche findet. Die meisten Geistlichen können weder

lesen noch schreiben, und außer der Achtung, die man ihnen bei gewissen Gelegenheiten bezeigt, wird ihnen in der Gesellschaft keine besondere Auszeichnung zu Theil.

Jedermann von einiger Bedeutung, auch der Vornehme, küßt dem Geistlichen die Hand nach Beendigung einer bei ihm besorgten religiösen Verrichtung; die Kaiserin selbst schließt sich von dieser Sitte nicht aus; doch ist der Geistliche nicht sicher, bei der geringsten Veranlassung Stockprügel zu bekommen, ja sehr oft wenige Augenblicke, nachdem ihm obige Ehrenbezeigung wiederfahren ist. Die Kinder der Geistlichen sind vom Militairstande nicht befreit. Obgleich die griechische die Landesreligion ist, besteht doch dabei im ganzen Reiche die freie Ausübung aller andern christlichen Secten und man findet sogar in Rußland Muselmänner, Bekenner des Lama, Parsen, Secten des Budda, und verschiedene Götzendiener.

Seitdem die Güter der Geistlichkeit mit den Kronen-Domainen vereinigt sind, verhält sich die Anzahl dieser Domainen-Bauern zu den übrigen des Reichs ungefähr wie 1 zu 6; die erstern sollen sich indeß einer bessern Behandlung erfreuen. Es gibt auch freie Ackerbautreibende, die nicht leibeigen sind, welche unter dem Namen eines Adeligen, Bauern und Ländereien erwerben können; diese sind jedoch, ihrer geringen Anzahl wegen, nicht erwähnenswerth.

Vor Peter I. war der Titel Knees — Fürst — der einzige von Auszeichnung in dem Adelstande; erst unter seiner Regierung entstanden Grafen und Barone. Einige Günstlinge des Souverains erhielten den Titel „Fürst des deutschen Reichs.“ Peter I. bestätigte auch dem Adel das ausschließliche Recht, Ländereien zu erwerben und zu besitzen. Dieses Privilegium erstreckt sich jedoch weder auf die Ukraine, noch auf die eroberten Schwedischen und andern Provinzen, welche, indem sie unter Russische Bothmäßigkeit kamen, ihre eignen Gesetze beibehielten. Der Adel könnte eine große Rolle spielen in einem Lande, wo die Geistlichkeit ohne Ansehen und Reichthümer, und die Bauern so wie größtentheils auch die Städter leibeigen sind. Allein in Rußland verleihen die vom Landesherrn ertheilten Würden

und Gnadenbezeigungen zugleich auch Rang, Ehre und Autorität, ohne Unterschied, Adeligen und Nichtadeligen. Jedes öffentliche Amt gibt dem, der es bekleidet, eine militairische Rangordnung, als gehörte der Beamte dieser Klasse wirklich an. So hatten in der Armee, in welcher ich gedient, der Regiments-Arzt den Rang als Oberst, der Wundarzt den eines Majors, der Apotheker Hauptmanns-Rang und sein Gehilfe den eines Fähnrichs; auch hatte jeder seine Uniform. Der Kutscher der Kaiserin Elisabeth soll Oberst-Rang und ihr Postillon den eines Majors gehabt haben. In dieser Militair-Hierarchie fängt alles, Fürsten und Grafen, der gewöhnliche Edelmann und der Bürger, so gut als der Leibeigne von der niedrigsten Stufe, dem Soldatenstande, höchstens von Korporalsrang, an, und wird gleich diesem niedrigen Stande durch Stockprügel geleitet. Hat es einer über den Unteroffizier-Grad gebracht, so wird er dieser äußerst beschämenden öffentlichen Züchtigung nicht weiter unterworfen, und ist es ja der Fall, so geschieht es bei verschlossenen Thüren.

Einige Aemter verleihen zugleich den damit Bekleideten, jedoch bloß für ihre Person, den Adelstand, dahin gehört z. B. die Stelle eines gewöhnlichen Lieutnants; andere Posten, vom Staabs-Offizier an, bringen denen, welche sie erlangt, die auch auf ihre Nachkommen übergehende Adelswürde. Fast alle Ländereien in Rußland werden von Intendanten verwaltet. Denn der Edelmann, den kein Ehrgefühl beseelt, verläßt seine Besitzung, um nicht persönlich von dem Gouverneur der Provinz abhängig zu seyn, welchem sein Amt zur Pflicht macht, den Landmann gegen die Bedrückungen des Grundherrn zu schützen. Der ehrgeizige, aber in schlechten Vermögensumständen sich befindende Edelmann entfernt sich ebenfalls von seinen Gütern, um bei Hofe eine Anstellung zu erlangen, und somit die einzige Karriere, welche zu großem Vermögen, hohem Ansehen und Macht führt, einzuschlagen. Kann er keinen hohen Posten um die Person des Kaisers selbst finden, so bewirbt er sich um geringere, welche ihn dem Gouverneur einer Provinz, einem Platz-Commandanten, oder einer andern mächtigen Person zugesellt.

Der Landesherr spendet denen von seinen Dienern, welche ihm einen gnädigen Blick abzugewinnen wissen, verschwenderische Gaben, die Großen folgen verhältnißmäßig dem Beispiele ihres Herrn, und diese Verschwendung berauscht den Adel mit der Hoffnung, schnell sein Glück zu machen; daher vernachlässigt er sein Hauswesen und seine wahren Hilfsquellen.

Am Russischen Hofe ist der orientalische Despotismus zu Hause, alle Macht und Güter des Reichs stehen ihm zu Gebote, und wie seine Gunst Gnadenbezeigungen verschwenderisch spendet, so zerstört auch seine geringste Ungnade augenblicklich die höchsten irdischen Güter. Unter den Günstlingen des Czaars führe ich unter andern nur folgende an: einen Menzikoff, der auf seiner Reise von Riga bis nach Archangel sein Nachtlager immer auf seinen Gütern nehmen konnte; der Graf Schuwaloff, Chef der Artillerie, erwarb in einigen Jahren 800,000 Rubel Einkünfte an Besoldungen und Monopolien; die Familien Orloff und Potemkin erhielten unermeßliche Güter; die beiden Grafen Rasumowski hatten wohl eine jährliche Einnahme von 500,000 Rubeln. Diese wenigen Beispiele geben einen Begriff von der Freigebigkeit und verschwenderischen Spende des Russischen Hofes. Ich mag nicht wiederholen, was andere über die Sitten der verschiedenen Klassen der Gesellschaft in Rußland gesagt haben. Was die Sitten da Fehlerhaftes haben, rührt von dem unbegrenzten Despotismus der Regierung, dem Einfluß der Günstlinge und Beamten, der Leibeigenschaft der Landleute und hauptsächlich von der häuslichen Dienstbarkeit her. Ich glaube nicht, daß das strenge Klima die Fortschritte der Wissenschaften und Künste im Allgemeinen hemme; in Schweden ist das Klima nicht minder streng, und gleichwohl gedeihen da, so viel es die Armuth des Landes zuläßt, die Wissenschaften; dasselbe ist sogar in Island der Fall. — Der Russe vereinigt in seinem Wesen natürlichen Verstand mit heiterem Sinn, es fehlt ihm weder an Fassungskraft noch an richtigem Anschauungs-Vermögen; seine Erfolge im Nachahmen sind bewundernswerth; Gastfreiheit und Freundschaft sind bei ihm gewöhnliche Tugenden. Man findet in Rußland unter den Personen,

welche eine gute Erziehung erhalten, gefällige Sitten, Geschmack und Talent zur Unterhaltung, einen Takt des Schicklichen, allgemeine Kenntnisse, hin und wieder sogar den feinen Weltton. Was mich selbst betrifft, so habe ich am meisten in Rußland Beweise des Wohlwollens, und von so manchen Proben der uneigennützigsten Freundschaft erhalten, was ich gar nicht erwartet hatte; ihre Bescheidenheit verbietet mir, ihnen hiermit ein öffentliches Zeugniß darüber zu geben. Die verschiedenen Begriffe, die man sich von Rußland macht, scheinen mir sehr überspannt. Einerseits übertreibt man, wenn man behauptet, daß dieses Reich Europa mit baldiger Unterjochung bedrohe: die Kräfte Rußlands sind bei weitem nicht so beträchtlich, als die, welche dieser Meinung sind, glauben. Von der andern Seite geht man zu weit, wenn man annimmt, daß die Russen sich nicht zu einem hohen Grade des Wohlstandes, der Civilisation und Macht erheben können. Wie kann man so etwas von einer Nation glauben, welche so ausgedehnte Provinzen, so viele Getreide=, Holz= und Metall=reiche Ländereien, Produkte aller Art, so viele schiffbare oder dazu geeignete Flüsse hat; wie kann man glauben, daß diese Nation unfähig sei, zu einer hohen Stufe von Bildung, Wohlstand und Macht zu gelangen?

Ueber die russische Armee.

Im Jahre 1770 bestand diese:

An Infanterie,

aus 3 Regimentern Garden, im Ganzen 10 Bataillons,
= 46 = = Füsiliere,
= 4 = = Grenadiere,
= 10 = = Ukrainscher Milizen, und
= 80 Garnison=Bataillons, zusammengesetzt aus einem Troß Arbeiter, Kolonisten, Invaliden, welche schlechter besoldet wurden, als die regulaire Feld=Infanterie.

Kavallerie,

aus 6 Regimentern Kürassire,
= 20 = = Karabiner,
= 8000 Husaren,
= 17 Regimentern Dragoner, welche nach demselben Fuß, wie die Garnison=Truppen, im Felde gebraucht wurden.

Hiezu rechne man noch, beim Ausbruch des Krieges, zahlreiche Kosakenkorps, Kalmücken, Baschkiren; regulaire Miliz, welche fast keinen Sold erhält, keiner Disziplin unterworfen ist, und nur vom Plündern lebt.

Das Artillerie- und Genie-Korps betrug 10,000 Mann auserlesener Truppen und wurde hoch besoldet.

Die regulairen Truppen dieses Heeres waren fast in allem, selbst in Hinsicht der Bekleidung, nach Preußischem Fuß eingerichtet, obschon Klima und Gewohnheiten der National- oder Kosakenkleidung den Vorzug hätten geben sollen.

Der Russe ist eigentlich genommen kein Reiter; er reist immer zu Wagen; überdies hat er schwache Kniee; auch haben die Kürassire und Karabiner kein sonderliches Ansehen und maneuvriren schlecht, sie haben auch nur schlechte Pferde, ich weiß selbst nicht woher. Rußland liefert indessen vortreffliche Pferde, welche gut für Dragoner passen. Die Ukraine hat ebenfalls gute, zur leichten Reiterei geeignete Pferde; ihre Einwohner wissen sehr gut sich der Pferde zu bedienen, und die aus ihnen gebildeten Husaren haben sich stets durch Geschicklichkeit und gute Haltung vortheilhaft bewährt. Die meisten Fremden suchten unter den Husaren Dienst zu nehmen.

Der Armee fehlte es an leichter Infanterie; hieraus entstand ein Nachtheil für die Reiterei, welche sich nicht halten konnte, wenn sie vereinzelt auf feindliches Fußvolk stieß.

In den Garde-Regimentern hatte der Hauptmann Obersten-Rang, der Lieutnant den eines Hauptmanns, der Sergeant Lieutnantsrang und der Corporal den eines Sous-Lieutnants.

Die Oberstlieutnants von der Garde hatten das Vorrecht, in ihren respektiven Korps Sergeanten zu ernennen, ohne irgend eine Einschränkung weder in der Auswahl der Personen, noch in der Anzahl. Oft übertrugen sie diesen Grad Kindern in der Wiege, welche 16 Jahr von der Armee entfernt zu bleiben befugt waren. Man behauptet, daß die Zahl der Garde-Sergeanten 10,000 überstiegen habe.

Die Offiziere von den Garden wurden schneller befördert; gewöhnlich waren sie im 30. Jahre bereits zum Kapitains-

Grade gelangt, und jedes Jahr erhielten davon wenigstens 10 Kapitains Regimenter.

Der Chef=Kommandeur einer Russischen Armee hatte das Privilegium, die unter seinen Befehlen stehenden Offiziere bis zu gewissen Graden zu befördern.

Der Feldmarschall konnte Ernennungen bis zum Oberst=Lieutnant, und der General=en=Chef bis zum ersten Major vornehmen.

Nach dem Siege von Kahul beförderte Romanzoff alle Offiziere des ersten Grenadier=Regiments; dieses Korps hatte indeß bloß in die Luft geschossen.

Im Frieden, wie im Kriege erhält der General=Major einen Adjutanten, welcher Lieutnants=Rang hat.

Der General=Lieutnant hat zwei Adjutanten, den ersten von Kapitains= und den zweiten von Lieutnants=Rang.

Der General=en=Chef hat deren drei, wovon der erste in dem Range eines Oberst=Lieutnants steht.

Nachdem der Adjutant sechs Jahr gedient, steigt er um einen Grad, und wenn der General einen Grad weiter rückt, avanciren seine Adjutanten ebenfalls einen Grad.

Der Adjutant verrichtete die Stelle eines Intendanten oder Quartiermeisters des Generals, bei welchem er angestellt war; er sorgte für die innern Geschäfte des Hauses, brachte den Bedienten die Befehle, ließ ihnen die batoques austheilen, begleitete zu Pferde die Equipage seines Patrons oder seiner Gemahlin, wenn diese auswärts aßen, brachte die Equipage wieder nach Hause, holte seine Herrschaft wieder zur vorgeschriebenen Zeit ab und erwartete sie im Vorzimmer. Die Gräfin von Chernitscheff, Gemahlin des Vize=Präsidenten des Kriegs=Kollegiums, ließ sich auf diese Weise von einem Adjutanten begleiten, welcher ein Enkel des Marschalls Münich war, und General=Majors=Rang hatte.

Die Generale vergeben Adjutanten=Stellen an ihre Verwandten und Schutzbefohlenen, oder verkaufen sie sogar.

Alle Employés und 21 Sekretaire der Kriegsbüreaus hatten Rang in der Armee und trugen ihre Uniform.

Die zum Dienste bei Hofe gebrauchten Personen hatten ebenfalls Militair-Grade nach ihren Stellen.

Ein Kammerherr hatte den Rang eines General-Majors, ein gentilhomme de la chambre den eines Brigadiers; und oft sah man bei der Armee einen Hofmann gleich als Brigadier oder General, je nachdem seine Hof-Charge war, eintreten.

Man sagt, daß bei der Erstürmung Bender's ein frisch angekommener Kammer-Edelmann eine Kolonne befehligte.

Die Ehrfurcht, welche die untern Beamten ihren Vorgesetzten bezeigen, ist in diesem Dienst außerordentlich. Ein Offizier untersteht sich, weder sich zu setzen noch zu bedecken, wenn sein Vorgesetzter zugegen, und selbst wenn dieser sitzt oder bedeckt ist. Ich habe mit angesehen, wie der Fürst sich auf die Erde hinlegte in Gegenwart von 30 um ihn herum unbedeckten Haupts stehenden Offizieren; sein General-Adjutant wachte aufmerksam, daß der Fürst nicht von den Fliegen inkommodirt werde.

Ich war ebenfalls zugegen, als Herr von Essen, ein Liefländ'scher Edelmann, General-Lieutnant und Schwiegervater des Fürsten Gallitzin den Aermel des Grafen Romanzoff küßte, als er um seine Verabschiedung anhielt.

Ich habe erfahren, daß der Kriegsminister Graf Czernitscheff, in einem Anfall von Zorn, dem General - Major Kakonski, seinem Neffen, drei Zähne ausschlug.

Ein Wort (die gröbste Beleidigung) wurde häufig an die Offiziere von ihren Obern gerichtet. General Olitz erlaubte sich dasselbe die Nacht vor der Schlacht bei Kahul gegen einen Obersten, der ein Korps befehligte. Sonst fanden ähnliche Ausdrücke unter seines gleichen statt und hatten weiter keine Folgen; denn der Zweikampf war in Rußland unbekannt.

Der Chef eines Regiments verließ es, wenn er zum Range eines Generals gelangt war.

Die jährliche Besoldung eines Kapitains belief sich auf 200 Rubel; die eines ersten Majors auf 400, des Oberst-Lieutnants auf 500, des Obersten auf 600, — ein kärglicher Gehalt in einem Lande, wo der höchste Aufwand herrschte.

Der Oberst konnte sich manchen Nutzen aneignen, und da dieß eine Folge der Unordnung war, so geschah dieser auch kein Einhalt. Denn da die Russischen Truppen stets auf dem Kriegsfuß sind, so mußte das Gouvernement von Zeit zu Zeit Fourage, Pferde, Bedienten für den Dienst eines jeden Offiziers, in dem Verhältniß seines Rangs, herbeischaffen; eben so auch für die Artillerietrains und Krankenanstalten. Ich glaube, daß ein Regiment 90 Pferde hatte. Der Oberst konnte diese Pferde in Friedenszeiten vermiethen, und zog daraus eben so gut Nutzen, wie ein Fuhrmann aus den seinigen. Er nahm sich Soldaten zu seinem besondern Dienst und machte aus ihnen Schuhmacher, Schneider, Zimmerleute, Hufschmiede, Bäcker u. s. w. Indem er ihre Industrie zu seinem Nutzen verwendete, brauchte er keinen Handarbeiter zu bezahlen; doch litt durch diese dem Obersten gewährte Begünstigungen der Dienst des Heeres: ein großer Theil Soldaten war von den Fahnen entfernt. Daher habe ich im Kriege auch kein Bataillon gesehen, das über 250 Füsiliere unter den Waffen gehabt. Die Regierung schaffte alle Rekruten; sie verlangte jährlich so viel Mannschaften von den Provinzen, als sie zum Dienste der Armee nöthig glaubte, und die Aushebung derselben geschah nach einer festgesetzten Zahl von jedem Hundert der Bevölkerung.

Jedem Kanton oder jedem Dorfe wurde bekannt gemacht, wie stark das zu stellende Kontingent seyn müsse, und dieß wurde mittelst Abschätzung herbeigeschafft.

Die Rekrutirung wurde also durch die Konskription bewerkstelligt und diese war zu einer Art freiwilligen Enrollements modifizirt.

Der größte Theil der Rekruten war aus der Klasse der Leibeignen, und demnach durchaus für ihre Herren verloren, da sie lebenslänglich enrollirt wurden: auch war es schwer, anders dabei zu verfahren. Denn was wäre wohl aus dem Soldaten geworden, wenn man ihn, nachdem er einige Jahre gedient, wieder entlassen hätte?

Hätte er sich wieder in die Sklaverei bei seinem vorigen Herrn begeben?

Würde er wieder die alten Gewohnheiten angenommen haben, von denen man ihn mit so vieler Mühe in seiner militairischen Lehrzeit abgebracht? Würde er nicht auf das Straßenräuber-Handwerk beschränkt gewesen seyn? Würde er nicht die Bauern verleitet haben zu revoltiren, wie es Pugatscheff gemacht hatte, der ebenfalls Soldat gewesen?

Es war also nothwendig, daß alle zum Soldatenstande genommenen Sklaven Soldaten blieben. Und nachdem die Russische Regierung einmal ihre Anzahl Truppen, um Krieg zu führen, vermehrt hatte, war sie gezwungen, den ganzen Troß Soldaten auch im Frieden beizubehalten, da sie weder die ihr unnütz gewordenen verabschieden, noch die Last der ihr durch den Krieg zugewachsenen Invaliden vermindern konnte.

Man führte die Rekruten zusammengekettet, und die Hälfte dieser Unglücklichen starb, bevor sie noch zu ihrem Depot gelangt war. Man brauchte deren für die Landmacht, für die Flotte, und um die Beamten des Civilstandes mit Domestiken zu versehen.

Wenn sie ankamen, traf man unter ihnen eine Auswahl; aus einigen machte man Musiker, aus andern Zimmerleute, Schneider, Schuhmacher, Bedienten, Kutscher u. s. w. Sie bekamen so lange Prügel, bis sie die erforderliche Geschicklichkeit erlangt hatten.

Die, welche zu Soldaten bestimmt waren, brauchten eine Lehrzeit von einigen Monaten, ehe sie die Benennung jedes Stückes ihrer Kleidung und Waffen, und die Namen ihrer Obern und verschiedener Gegenstände ihres Dienstes erlernten; dieß war gleichsam eine für sie durchaus fremde Sprache.

Der gemeine Soldat erhielt zu seinem täglichen Unterhalt Mehl und Grütze, welche oft verdorben waren. In gewissen Fällen gab man ihm Mehl für mehrere Monate. Alle vier Monate erhielt er 2 Rubel und 12 Kopeken Silbergeld.

Sechzehn Soldaten hatten gemeinschaftlich ein Pferd und einen Wagen, um ihre nöthigen Sachen und Mundvorräthe zu fahren. Die Unterhaltungs-Mittel des Russischen Soldaten waren nicht hinreichend; seine Kräfte und seine Gesundheit

wurden dadurch auf eine grausame Probe gestellt, und man kann wohl sagen, daß keine andere Armee im Frieden, wie im Krieg so erschrecklich viel Menschen verschlang, wie man aus folgenden Thatsachen urtheilen wird:

Jährlich wurden 40,000 Rekruten ausgehoben.

In dem vorherigen Krieg gegen die Türken verlor Münich jedes Jahr die Hälfte seiner Armee durch Krankheiten.

Der Krieg mit Preußen hat Rußland über 300,000 Mann gekostet, und davon war kaum der zehnte Theil durch Feindes Schwert gefallen.

Während des im Jahre 1769 begonnenen Feldzugs waren von den verlornen 300,000 Mann nur 27,000 durch die Türken umgekommen, oder vielmehr desertirt; alle übrigen sind durch Elend aufgerieben worden.

Die Unzulänglichkeit der Löhnung war nicht die einzige Ursache von der Aufreibung dieser Armee; der Mangel an Magazinen und die schlechte Einrichtung der Hospitäler verschlimmerten das Uebel sehr.

Dadurch, daß keine Magazine eingerichtet waren, wurde das Land, wo die Armee kantonnirte, in kurzer Zeit zu Grunde gerichtet.

Ich hatte Gelegenheit, mich zu überzeugen, daß im Jahre 1769, zur Zeit, wo wir in Podolien die Winterquartiere nahmen, die Tonne Hafer, welche bei unserer Ankunft daselbst 15 Kopeken gekostet hatte, nach Verlauf von zwei Monaten auf 300 stieg.

Die Militär-Hospitäler waren fast ganz ohne taugliche Gesundheits-Beamten; die Administration dieser Anstalten war so schlecht, daß man auf sechszehn Soldaten, welche hineingekommen waren, kaum Einen annehmen konnte, der wieder herauskam.

Wenn der Kranke Branntwein verlangte, so gab man ihm diesen; er war zufrieden und — starb.

Der Verlust eines Pferdes gab zu mehr Schreibereien Anlaß und machte mehr Lärm, als der Verlust von zehn Leuten;

denn um ein Pferd wieder zu ersetzen, mußte die Krone Geld geben, was sie aber nicht brauchte, um zehn Menschen zu ersetzen.

Nach diesem Zustande der Dinge, in welchem der Verlust von zehn Menschen so wenig empfunden wurde, hätte man glauben sollen, daß der Russische Soldat das Elend, welchem man ihn Preis gab, ohne Mühe ertrüge, und daß sein Temperament den härtesten Entbehrungen und Beschwerden widerstände, allein im Allgemeinen schien er mir nicht sehr rüstig.

Wie hätten auch in der That Bauern, die in ihren Dörfern an reichliche Kost, an Bekleidung, die ihrem Klima angemessen, gewöhnt waren, die auf den Oefen schliefen und warme Bäder gebrauchten; wie hätten diese nicht grausam leiden müssen, durch das Regiment und die Gewohnheiten, denen man sie unterwarf, als man sie der Krone einverleibte? Ich fand sie auch sehr mit Schnupfen, Erschlaffung und Ruhr behaftet.

Obgleich der Russische Soldat nur ein geringes Ansehen hat, so findet man dennoch in ihm gute Eigenschaften. Er desertirt niemals, ist geduldig im Elend und unerschütterlich auf dem Posten, wo man ihn hingestellt; und wenn man ihn in kritischen Augenblicken nur anfeuert, schreitet er, nach einer augenblicklichen Besinnung, vorwärts: dann wird er wüthend, wie ein gereizter Bär, und tödtet alles, was er antrifft. Man behauptet auch, daß er bewogen wird, in die Schlacht zurückzukehren, so wie man ihm die Fahne zeigt, den Zeugen seines geschwornen Eids, und ihm mit den göttlichen Strafen droht.

Bei dem Russischen Offizier mußte man weder den glänzenden Muth des von Ehrgefühl beseelten Französischen Offiziers, noch die unerschütterliche und bedächtige Entschlossenheit des Deutschen Offiziers voraussetzen. Er schien mir nur wenig geneigt, durch sich selbst einen Entschluß zu fassen; aber er vollzog den erhaltenen Befehl, ging, wo man ihn hinführte, und ging, ohne zu wanken.

Es muß bemerkt werden, daß ich hier bloß von der großen Masse spreche, und daß in dieser Rücksicht viele Ausnahmen waren.

Das Artillerie-Korps, welches besser bezahlt und unterhalten, und aus auserlesenen Menschen zusammengesetzt war, hatte ein schönes Ansehen; allein sowohl den Offizieren aus diesem, als auch denen des Genie-Korps fehlte es an Kenntnissen; und in dieser Rücksicht kommen sie keinesweges den Oesterreichischen, und noch weniger den Französischen Artillerie-Offizieren gleich. Der große Ruf der Russischen Artillerie schreibt sich hauptsächlich von dem, den 15 September 1761 bei Küstrin statt gefundenen Gefechte her, wo zwei Kanonenschüsse der Russen hundert Preußen niederschmetterten, oder verwundeten.

Auch hatte die Russische Artillerie keine Gelegenheit, sich bei Belagerungen auszuzeichnen. Kolberg wurde durch Hungersnoth eingenommen. Da bei der Belagerung Bender's das Russische Geschütz wenig Wirkung that, so versuchte ein fremder Offizier es mit einer Compressionskugel, welche ebenfalls nicht den erwarteten Erfolg hatte, deren Explosion indeß die Türken erschreckte und veranlaßte, daß sie den bedeckten Weg verließen. Die in dem Augenblick zur Erstürmung desselben bestimmten Russen bemeisterten sich dessen, benutzten die in die Wälle äußerlich eingegrabenen Treppen, drangen auf die Weise fast ohne Widerstand in das Korps des Platzes ein, dessen Besatzung die Flucht ergriff. Der Soldat, von der Schlacht und vorzüglich vom Branntwein erhitzt, den man ihm vor derselben reichlich gespendet, tödtete alles, was in seinem Bereich war, und steckte die Stadt in Brand. Der Kommandant, der sich mit seinen Frauen in die Zitadelle geflüchtet hatte, ergab sich den Tag nachher.

Diese Eroberung blendete sehr, und das um so mehr, da die Belagerer weit geringer an Anzahl waren, als die Belagerten; sie beweist aber keinesweges die Vorzüglichkeit der Russischen Artillerie und Ingenieurs.

Es überraschte mich nicht, daß die Kalmücken und Kosaken, welche in der Kampagne mit uns zogen, von Plünderung lebten, da sie fast keine Löhnung erhielten: allein die Verwüstungen dieser zügellosen Banden schadeten eben so sehr unserer Armee, von welcher sie einen Theil bildeten, als der feindlichen. Ueberall, wo sie sich ausbreiteten, brachten sie Verwü-

stung, und es schien, als machten sie es sich zur Pflicht oder zu einem Ehrenpunkte, sich dem Zerstören hinzugeben; ihre Befehlshaber selbst konnten sie nicht zurückhalten.

Wie könnte man auch in der That irgend eine Truppe zu regelmäßiger Ordnung bringen, wenn man ihr den Sold, die erste Basis der Militair-Disziplin, nicht pünktlich zahlt?

Unabhängig von der eigentlichen Artillerie hatten die Russen bei den Bataillonen viele Kanonen, die von bloßen Infanteristen bedient wurden.

Diese Kanonen wirkten wenig und erschwerten nur das Manövre dieser Korps.

Die Schreibereien endlich waren in der Russischen Armee sehr vervielfältigt. Jede Kompagnie hatte mehrere Schreiber; jedes Regiment, jeder General hatte seine Kanzelei.

Die Employés des Kriegskollegiums wären für die Schreibereien des Militairs von ganz Europa hinreichend gewesen.

Einige bemerkenswerthe Personen.

Als ich nach Rußland kam, war der Gouverneur des Großfürsten, Graf Panin, Minister des Auswärtigen, — ein Mann von Geist, liebenswürdig, sanft, großmüthig, aber von wenig Kenntnissen, und der seine Umgebungen zu viel Einfluß gewinnen ließ. Er hatte sich als Hofmeister des Großfürsten um den Hof hoch verdient gemacht, wußte seinem Zögling Vertrauen einzuflößen und prägte ihm strenge Sitten und Ehrfurcht gegen die Kaiserin ein. Als Minister des Auswärtigen gebrauchte er viel Geld in Schweden ohne Erfolg; er konnte die daselbst zu Gunsten des Königs unternommene Revolution und den Triumph der Französischen Parthei nicht verhindern. Saldern veranlaßte ihn zu einer Unterhandlung, welche Holstein an Dänemark brachte, bei welcher Unterhandlung ich im Jahr 1771 gebraucht wurde.

Graf Panin starb in Ungnade, vom Großfürsten bedauert und die Achtung aller gutdenkenden Menschen mit sich ins Grab nehmend.

Graf von Saldern, der Sohn eines Wildmeisters, war Einnehmer auf einer Holsteiner Ballei, als er in einen bedenklichen Prozeß verwickelt wurde, der ihn nöthigte, nach Petersburg zu gehen, um da deshalb um Unterstützung anzuhalten; er zog sich so gut aus dem Prozesse, daß die Regierung zu Kiel, welche ihn eingeleitet, einen Verweis erhielt, und der Anwald, der gegen ihn auftrat, aufs Zuchthaus kam. Herr von Saldern hielt sich an den Grafen von Panin, und es gelang ihm, diesen zu überreden, daß eine enge Verbindung mit Dänemark sehr vortheilhaft für Rußland sei. Er hatte wegen der erfahrenen Verachtung von Seiten der Holstein'schen Noblesse Rache zu nehmen, welche unter Russischer Herrschaft sehr unabhängig war, und schlug daher der Russischen Regieruug vor, diese Provinz dem König von Dänemark gegen die Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst zu geben, und letztere beiden einem jüngern Zweige des Hauses Holstein zu überlassen. Dieses Projekt wurde, nachdem es sich eine Zeitlang in die Länge gezogen, endlich ausgeführt; Rußland büßte durch den Verlust Holsteins zum Theil seinen Einfluß auf den Kopenhagener Hof ein. Aber Saldern wurde gerächt, er erhielt eine ansehnliche Pension von Oldenburg, und Geld von Dänemark. Seit 1768 wurde er von Rußland nach Dänemark zum Behufe der Unterhandlung wegen Holstein geschickt; man begreift wohl, daß er damals in Dänemark in großem Ansehen stehen mußte. Er veranlaßte die Kaiserin, beim Könige um den Grafentitel für Tolt anzuhalten; die Hauptmitglieder des geheimen Raths, Bernstorff und Reventlau glaubten, daß er in dieser Beförderung mitbegriffen sei. Doch man vergaß ihn, er fand sich dadurch gekränkt und bezeigte mir darüber seinen Verdruß, dessen Folgen für die Unterhandlung von Nachtheil seyn konnten. Im Jahre 1771 gab ihm der Petersburger Hof den Gesandschaftsposten zu Warschau, dieß war gleichsam ein Vize-Königreich für ihn: allein sei es durch Unbesonnenheit oder widriges Geschick,

genug, er verlor da sein Ansehen und fiel in Ungnade. Es wurde behauptet, er hätte Theil genommen an einer, zu Gunsten des Großfürsten im Gange gewesenen Verschwörung, — eine wenig wahrscheinliche Voraussetzung: Saldern war zu einsichtsvoll, um sich in solche Projekte zu mischen. Wie dem auch sei, so zog er sich mit seinen angehäuften Reichthümern ruhig nach Holstein zurück.

Ivan, der älteste von den beiden Grafen von Czernitscheff, war Minister der Marine und man hielt ihn für den Sohn Peter des Großen. Der zweite, Namens Sachar, war Kriegsminister. Man hatte ihn während des siebenjährigen Krieges gegen die Preußen gebraucht, er wurde gefangen und in eine Art Kerker eingesperrt. Er beschwerte sich lebhaft über diese unwürdige Behandlung und wurde auf sein Gesuch vor den König geführt. Diesen bat er, man mögte ihn doch mit den, einem General schuldigen Rücksichten behandeln: „Ihr seyd Mordbrenner,“ antwortete ihm Friedrich, und wandte ihm den Rükken zu. Es dauerte indessen nicht lange, so wurde Sachar Czernitscheff ausgewechselt und beauftragt, ein Korps von 30,000 Mann zu befehligen, welches Peter III. den Preußen zu Hilfe schickte. Zu der Zeit wurde der, früher von Friedrich so schlecht behandelte Russische General Gegenstand der liebreichsten Behandlung und der zartesten Aufmerksamkeiten des Monarchen. Nach der Katastrophe, welche Peter III. vom Throne stürzte, erhielt Sachar Czernitscheff Befehl, sich mit seinen Truppen von der Preußischen Armee zu trennen und nach Rußland zurückzukommen; allein troß dieser bestimmten Ordre ließ er sich verleiten, noch ein oder zwei Tage den Oesterreichern gegenüber in einer feindlichen Stellung bei den Preußen zu verweilen, auf die Gefahr, die ihm anvertraute Armee zu kompromittiren und sich die Ungnade seiner Regierung zuzuziehen: so stark ist der Einfluß der Schmeicheleien eines Königs selbst auf einen Fremden, der an Hofränke gewöhnt ist.

Außerdem wurde Sachar Czernitscheff für einen Russischen General gehalten, der am fähigsten war, eine Armee zu führen und gute Ordnung darin zu halten.

Der Fürst Potemkin, welcher seitdem das Reich regierte, war von 1769 bis 70 General-Major. Ich habe ihn zu der Zeit genau gekannt. Er war von hohem und schönem Wuchs, wenig offener Physiognomie und kleiner Nase, hatte viel Geist, war aber zu Spötterei und hämischer Tadelsucht geneigt. Uebrigens war er kühn, sonderbar und selbst Cyniker in seinem Benehmen. Er wollte früher Erzbischof werden, und ich würde mich nicht gewundert haben, wenn er am Ende Mönch geworden wäre; er hatte, wie der größte Theil träger Menschen, Perioden, wo er große Thätigkeit zeigte. Gieriger nach Macht als nach Ruhm, bekundete er seinen Ehrgeiz hauptsächlich dadurch, daß er sein Ansehen mit Eifer und Beharrlichkeit zu Gunsten derer geltend machte, welche sich an ihn anschlossen.

Der Fürst Gallitzin, im Jahre 1769 Befehlshaber der ersten Russischen Armee, war ein braver und feiner Mann, obschon kein großer Soldat, und er würde wahrscheinlich den Krieg drei Jahre früher beendigt haben, wenn er im Kommando geblieben wäre, da er, nicht viel auf sich selbst rechnend, den Ansichten des Generals Bauer treulich gefolgt und im Jahre 1770 über die Donau gegangen wäre.

Der Graf Romanzoff hatte im Finnländischen Feldzuge als Kapitain und im siebenjährigen Krieg gegen Preußen als General gedient; in letzterm belagerte er Kolberg. Im Jahre 1769 befehligte er die zweite Russische Armee, so wie 1770 die erste. Dieser war ein Mann von vielem natürlichen Verstande, der aber wenig Kenntnisse hatte; er war halsstarrig in seinen Meinungen, sehr zu Eifersucht geneigt, ungewiß und unentschlossen, wenn er Befehle ertheilte, aus Furcht, sich zu kompromittiren. Sein Sekretair sagte von ihm sehr naiv: „er hat mich so sehr daran gewöhnt, auf eine zweideutige und unbestimmte Weise zu schreiben, daß meine Eltern aus meinen Briefen nicht erfahren können, ob ich mich wohl oder unwohl befinde." Graf Romanzoff schien mir geeigneter in der Gesellschaft, als an der Spitze einer Armee zu glänzen. Ich sehe ihn noch vor mir, wie er in seinem Zelte, mitten in einem zahlreichen Kreise, die Pfeife in der Hand und im Schlafrocke her-

umgehend, Geschichtchen aus der Belagerung von Kolberg erzählte, und über den und jenen Offizier auf eine pikante Weise spöttelte. Uebrigens war dieser General von Grund aus sehr rechtlichen Karakters und unzugänglich der Verführung und dem Geize.

Der General Kamenskoi verband mit der Freiheit und dem Benehmen eines Französischen Hofmanns die Gesichtsbildung eines Kalmücken. Er besaß Kenntnisse, besonders in der Mathematik, und hatte viel Muth; auch war er ein großer Bewunderer Karls des XII.

Der Fürst Repnin war liebenswürdig, verführerisch, vollen Geistes und freigebig bis zur Verschwendung; bei allen diesen glänzenden Eigenschaften machte er sich doch Feinde, durch sein stolzes Benehmen und sein auffahrendes Wesen. Niemand stellte seinen persönlichen Muth in Zweifel; allein er zeigte den Truppen, die er befehligte, zu viel Aengstlichkeit und ermüdete sie oft durch übertriebene Vorsichtsmaßregeln.

Der General Panin, derselbe, welcher Bender eingenommen, hatte nicht viel gelernt, er war aber sehr rechtlich und gut, von festem Karakter, und sorgte gern für alle, die unter seinen Befehlen dienten. Er verlangte darum seinen Abschied, weil der Hof den Offizieren, welche sich bei der Belagerung Bender's ausgezeichnet, die Belohnungen verweigerte. Dieser General, welcher die allgemeine Achtung wahrlich verdiente, schadete sich durch seine unvorsichtigen Reden, indem er ohne Zurückhaltung die Regierung und die Günstlinge tadelte. Er verglich seinen Bruder, den Minister, mit einem Pferde, welches jeder nach Belieben traben lassen könne, und fürchtetete sich nicht zu äußern, daß es leicht sei, einen Kaiser einzusetzen, wenn man nur Branntwein unter die Garden vertheile.

General Bauer, geboren in Hessen, war der Sohn eines Försters und fing als Schreiber eines Salinen-Etablissements an. Im Jahre 1758 wurde er zum Unterlieutnant der Ingenieurs in der Armee des Prinzen Ferdinand von Braunschweig ernannt; und im siebenjährigen Krieg war er bereits General-Quartiermeister dieser Armee und Chef eines Husaren-Regi-

ments. Auf diese Weise erwarb er sich einen Ruf und ein Vermögen von 100,000 Thalern, und lebte von Letzterm einige Zeit in der Zurückgezogenheit zu Frankfurt am Main. Im Jahre 1770 trat er in der Eigenschaft eines General-Quartiermeisters und mit dem Grade eines General-Majors in die Russische Armee. Er vereinigte große Thätigkeit mit einem hohen Talente, das Terrain zu beurtheilen und es zu benutzen. Er trug hauptsächlich viel zu den glücklichen Erfolgen der Russischen Armee bei, welche ohne ihn die Umgebungen Chotzins nicht verlassen haben würden.

Der General Nennencamp, von Geburt ein Liefländer, hatte unter Münich gedient und war Lowendahl nach Frankreich gefolgt; zur Zeit, als Rußland sich gegen den Hof zu Versailles erklärte, berief man ihn von da zurück. Er wurde lange in Sibirien gebraucht und erwarb sich da Vermögen; er war ein Offizier von vieler Fähigkeit, stand aber niemals in Gunst. Im Jahre 1769 diente er in der Armee des Fürsten Gallitzin, verließ sie, als Romanzoff deren Befehl übernahm, ging zur zweiten Armee und zog sich nach der Belagerung Benders vom Dienste zurück.

Der Oberst Fabrician, Kommandeur eines Korps Husaren, nahm Galatz an der Donau, während die Armee in Winterquartieren in Podolien lag. Dieser brave, thätige, unternehmende Offizier, welcher bei den Soldaten beliebt war, wäre gewiß in einer andern Armee, wo das Verdienst geschätzt wird, eben so behandelt worden, als es Laudon von dem Hause Oesterreich war; allein Romanzoff entfernte ihn. Fabrician war dem Grafen von Saint-Germain eben so ähnlich an Gestalt als auch in seiner Handlungsweise.

Plan des Feldzuges gegen die Türken.

Im Jahre 1768 erklärte die Ottomanische Pforte Rußland den Krieg unter dem Vorwande, daß die Russen das Türkische Gebiet bei Balta verletzt hätten, indem sie eine Bande Heyducken verfolgten. Die wahre Ursache dieser Erklärung war Eifersucht, welche die Türken wegen der Besetzung Polens durch die Russischen Armeen empfanden, eine Eifersucht, die der Hof von Versailles, den Herr von Choiseul dirigirte, herbeigeführt oder unterhalten hatte.

Zu gleicher Zeit, als sie diese Erklärung machten, fielen die Türken in Polen ein, und konnten, durch zahlreiche Banden der unter dem Namen Konföderirten insurgirten Polen, unterstützt, die Russische Regierung in große Verlegenheiten setzen, da diese nicht vorbereitet war, diesen Kampf zu bestehen, und deren Truppen zum Theil zerstreut in Polen waren.

Der Plan der Türken bestand darin, die Armee des Großvezirs unmittelbar in Polen einrücken zu lassen, während daß der Chan der Tartaren die Ukraine überzog; sie hatten sich aber noch nicht mit hinlänglichen Magazinen versehen, ein Gegenstand, den sie sehr sorgfältig beachten; auch waren ihre Anordnungen, um diesen Kriegsplan in Ausführung zu bringen, noch nicht weit genug gediehen. Daher beschränkte sich von ihrer Seite zu Ende des Jahres 1768 und während des Winters von 1769 alles bloß auf einige Ausflüge der Tartaren in Neu-Rußland. Der Petersburger Hof hatte demnach gehörig Zeit, sich zum Kriege zu rüsten.

Dieser hatte den Plan, den Feind auf so vielen verschiedenen Punkten, als nur möglich, zu beschäftigen, damit er durch alle diese Diversionen genöthigt werde, seine Aufmerksamkeit und Kräfte zu theilen und in Polen mit keinen ansehnlichen Streitkräften zu operiren.

Die Türkische Grenze an Polen und Rußland betrug 5

bis 600 Stunden. Man beschloß diese ganze Grenze auf Einmal anzugreifen.

Der Fürst Gallitzin sollte durch einzelne Abtheilungen die Polnischen Insurgenten im Zaum halten und mit dem Kern seiner Armee in die Moldau eindringen.

Graf Romanzoff hatte den Auftrag, gegen die Tartaren der Krimm, Bessarabiens und Nogais zu agiren.

General von Berg sollte auf Precop losziehen.

General von Meden sollte an den Grenzen operiren, welche sich vom Ausfluß des Don's in die Wolga erstrecken.

Der Graf von Totleben hatte die besondere Bestimmung, die christlichen Völkerstämme der Kaukasischen Thäler zum Aufstande zu reizen und sie gegen das Ottomanische Reich zu richten. Dieser General, sagte man in Petersburg, habe täglich vierzig Könige in seinem Vorzimmer und vierzigtausend Mann unter seinen Befehlen stehen, obgleich er eigentlich nur einige Kompagnien Russischer Grenadiere befehligte, die ihm nicht einmal sehr gehorsamten; denn drei seiner Offiziere, wovon der Eine Tschloglokoff hieß, zettelten eine Verschwörung gegen ihn an.

Außerdem schickte man vertraute Leute an die Montenegriner, zur griechischen Religion sich bekennende Völkerschaften, die gewohnt waren, hinter ihren Felsen der Ottomanischen Macht zu trotzen; man ließ ihnen Geld, Artillerie, Munition verabreichen, um sie zu veranlassen, daß sie das benachbarte feindliche Gebiet beunruhigen.

Auf diese Weise fand sich das türkische Reich, von den Persischen Grenzen an bis zu denen Italiens, durch den Hof von Petersburg bedroht.

So weit aussehend dieser Plan auch war, so vergrößerte man ihn doch noch.

Eine Russische Flotte segelte von Kronstadt, dem äußersten östlichen Ende des Baltischen Meeres, ab, von da umkreiste sie Europa und kam, von dem Griechischen Archipel aus, Konstantinopel zu bedrohen.

Außerdem ließ man zu Voronetz, am Don, eine Flottille von funfzehn Galeeren, zehn Halbgaleeren, fünf Pramen und

dreißig kleine Schiffe bauen; diese Flotille mit 12,400 Mann und 1035 Kanonen versehen, sollte unter dem Befehle des Admirals Sinowieff ins schwarze Meer einlaufen.

Dieser Kriegsplan imponirte durch sein großartiges Ansehen, war aber in der That riesenhaft und unzusammenhängend. Die auf dieser unermeßlichen Ausdehnung entwickelten Streitkräfte boten nirgends Festigkeit und Kraft genug dar; die Korps, aus welchen sie bestanden, konnten sich nicht leicht mit einander in Verbindung setzen, noch sich gegenseitig unterstützen; ihre Richtung hatte sogar kein bestimmtes Ziel. Man mußte mit den Türken zu thun haben, um bei einem Plan der Art so glückliche Erfolge zu erlangen.

Die von Kronstadt nach dem Archipel geschickte Flotte kostete sehr beträchtliche Summen und war zum Theil mit Englischen und Dänischen Offizieren bemannt. Die Russische Admiralität kannte das Baltische Meer so wenig, daß die Schiffe dieser Ausrüstung den Sund nicht passiren konnten, da sie einen Fuß mehr ins Wasser maßen, als die Tiefe der See Kopenhagen gegenüber, betrug. Dänische Lootsen führten diese Flotte nach der Englischen Küste, von da wurde sie durch andere Steuerleute nach Mahon gebracht, hier wechselte sie wieder ihre Führer, ehe sie in dem Archipel ankam. Auf diese Weise brauchte die Russische Regierung nicht allein fremden Schutz, sondern auch die Hilfe der auswärtigen Mächte, um diese Flotte bis zu einem Meere gelangen zu lassen, wo sie keine Rhede besaß, anzulegen und in Sicherheit zu seyn.

Alexis Orloff, der nie anders als zu Lande gedient, befand sich gerade in Venedig, als er Befehl erhielt, ein Kommando bei dieser Expedition zu übernehmen; er war hierüber so bestürzt, daß er sich nicht enthalten konnte, laut zu rufen: „Man ist in Petersburg närrisch geworden.“

Bei Tschesme stieß die Türkische Flotte auf die Russische. In dem Gefechte enterte das Russische Admiralschiff das Türkische, und beide flogen in die Luft. Die dadurch außer Fassung gebrachten Türken verließen ihre Schiffe und flohen zu Lande, und die Russen steckten die Schiffe in Brand. Nach

diesem Erfolg landeten sie bei Lemnos und belagerten seine Zitadelle. Hassan Pascha eilte mit 4000 Mann herbei, überfiel die Russen und nöthigte sie, sich schnell wieder einzuschiffen.

Fügt man zu diesem noch das Elend einiger Griechischer Völkerschaften hinzu, welche die Russen, nachdem sie dieselben zum Aufstand bewogen hatten, dem Zorn der Türken Preis gaben, so hat man die wahren Resultate dieser Expedition.

Man mußte das Türkische Reich vom schwarzen Meere aus, und nicht vom Archipel her bedrohen.

Der Petersburger Hof hätte mit weit weniger Gefahr und Kosten, als ihm die Expedition nach dem Archipel verursachte, und ohne seine Zuflucht zu auswärtigen Unterstützungen nehmen zu dürfen, im schwarzen Meere eine Flotte mit der Bestimmung ausrüsten sollen, 20,000 Mann in der Nähe Konstantinopels zu landen; der Krieg wäre dann vom zweiten Feldzug an beendigt gewesen.

Fehlte es zu dieser Ausrüstung an einer bequemen Rhede? Diese konnte man sich leicht verschaffen, wenn man die Haupt-Streitkräfte zu Lande gegen die Küste richtete, welche sich von Ackermann bis zur Krimm erstreckt.

Alle Krieges-Operationen mußten dahin gehen, eine Landung an den benachbarten Orten von Konstantinopel möglich zu machen.

Hatten denn die Russen vergessen, daß ihre Vorfahren im zehnten Jahrhundert aus den nämlichen Küsten, wovon wir sprechen, eine Unternehmung auf jene Stadt begannen?

Ein Schiff kann die Fahrt von der Krimm bis Konstantinopel in 24 Stunden machen; denn der Paß, welcher nach dieser Hauptstadt führt, hat neun bis zehn Monat im Jahre, Nord- und Nord-Ostwind, dergestalt, daß wenn ein Fahrzeug aus den nördlichen Küsten des schwarzen Meeres bei günstiger Jahreszeit abfährt, es fast sicher ist, guten Wind bis zum Paß und dem Hafen von Konstantinopel zu haben.

Die Strömung, welche nach dieser Richtung geht, ist so schnell, daß die Schiffe wenig von dem Feuer der Batterien zu fürchten haben, welche an dem Kanal, dessen Paß den Eingang

dazu bildet, angebracht sind. Nur wenn zwei oder drei Monat Südwind gewesen, bildet sich da eine entgegengesetzte Strömung.

Die Türkische Flotte konnte der gegen die Hauptstadt kommenden nicht anders entgegen gehen, als wenn sie bugsirt wurde; und wenn sie nach dem jedes Frühjahr bei ihnen üblichen Gebrauch jenseit des Kanals stationirte, so konnte die von Wind und Strömung begünstigte Flotte sie mit Vortheil angreifen.

Bei einem Kriege mit den Türken muß Konstantinopel immer das Ziel der Anstrengungen Rußlands seyn, sei es um zum Friedensschluß zu gelangen, indem man diese Hauptstadt so nah als möglich bedroht, oder um durch die Eroberung dieses Platzes, welcher die Haupt-Hilfsquellen des Feindes enthält, ihm einen tödtlichen Stoß zu versetzen.

Jeder andere Plan, als eine See-Expedition, scheint nur auf eine gefahrvollere und langsamere Weise zum Ziele zu führen; aber unter diesen andern Plänen würde der ohne Zweifel den Vorzug verdienen, der dahin ginge, eine Russische Armee so schleunig als möglich über die Donau zu bringen.

Der Feldzug des Jahres 1769.

Ich befand mich während dieses Feldzuges bei der Armee des Fürsten Gallitzin, welche beträchtlicher und zahlreicher als alle übrigen Heere war, da sie an den Orten operiren sollte, wo man die Hauptangriffe des Feindes vermuthete, und woselbst man sich daher vornahm, die größten Anstrengungen zu entwickeln.

Die Provinzen, wohin diese Armee den Kriegsschauplatz versetzen sollte, sind reich an Getreide, Vieh und allem, was zum Unterhalt einer Armee nöthig ist. Das Land ist voller Dörfer und Flecken; die Juden sind da in großer Anzahl und

können als Unternehmer zur Versorgung der Armee mit Lebensmitteln dienen. Das Klima ist da scharf, und es friert hier noch im April; im Sommer sind die Nächte kühl, und am Tage hat man außerordentlich große Hitzen. Wenn es zwei Stunden geregnet hat, sind die Wege aufgelöst und unbrauchbar. Obgleich die Landschaften einen abwechselnden Anblick gewähren, findet man doch wenig militairische Positionen; indeß können einige herrschaftliche und Kloster-Gebäude in Vertheidigungsstand gesetzt werden.

Der Dniester ist ein sehr reißender Strom und ergießt sich von Abhang zu Abhang; er bietet wenig Stellen dar, die zum Uebergange der Armeen geeignet wären; sein Bette ist steinig und folglich znr Befestigung von Pontons nicht günstig.

Dieser Fluß kann indeß im Sommer troz der Menge anderer, die sich da hinein ergießen, durchwatet werden. Wenn aber der Schnee plötzlich anfängt zu schmelzen oder es in den hochgelegenen Thälern übermäßig regnet, so schwillt der Dniester schnell an, reißt die Pontons fort, und es wird dann unmöglich hinüberzusetzen: dieser Fluß ist zu keiner Zeit schiffbar.

Das Land zwischen dem Dniester und dem Pruth ist, obschon sehr fruchtbar, doch wenig angebaut; es gibt da Weideplätze im Ueberfluß, eine Armee würde aber hier weder Mehl noch Hafer finden.

Bessarabien liefert viel Gerste und die Türken unterhalten damit ihre Pferde.

Die Bukowine, deren Landschaften von den Reisenden so sehr bewundert werden, hat viel Holz, Krümmungen und Orte, die sich zu Ueberfällen eignen; das Auge wird in diesen Gegenden leicht getäuscht, denn sie sind häufig durchschnitten, wo sie zusammenhangend scheinen. Man muß da mit Vorsicht marschiren, obschon die Türken selten von den Umständen des Terrains Vortheil ziehen.

Es war nothwendig, daß man den Türken an dem Dniester zuvor kam, um sie zu verhindern, in Polen einzufallen, und sich da mit den Konföderirten zu vereinigen.

Wenn man sich damit begnügte, die Passage des Dniesters

gegen sie zu vertheidigen, so konnte man sie nicht daran hindern, in Polen einzudringen. Wie war es möglich, eine so ausgedehnte Linie gegen eine zehnmal stärkere Armee, als die unsrige, zu behaupten?

Ueberdieß verlor man dadurch, daß man sich auf die Defensive beschränkte, den Vortheil, dem Feinde Schrecken einzuflößen. Die Türken in der Moldau zu bekämpfen und sich schnell an der Donau festzusetzen, das mußte das Ziel der Russischen Armee seyn.

Den 11. April 1769 versammelte Fürst Gallitzin seine Truppen bei Minkowitz.

Sein Neffe, der Fürst Prosorofski übernahm den Befehl des Vortrabs; die Reserve wurde dem Herrn von Stoffeln, dem ältesten der General=Lieutnants, anvertraut.

Am 15. April ging die Armee bei Kalus, östlich von Chotzin, über den Dniester; die Bagagen blieben zu Kalus. Man näherte sich Chotzin, das man durch einen plötzlichen Angriff wegzunehmen versuchte, der indeß mißlang und keine weitere Wirkung, als die Einäscherung der Vorstädte dieses Platzes hatte.

Die in diesen Türkischen Provinzen verbreiteten Christen bieten sich in Kriegeszeiten gern an, unter den Russischen Truppen zu dienen; der Fürst Gallitzin engagirte diejenigen, welche sich dazu meldeten und die man Arnauten nannte; dadurch vergrößerte er sein Armee mit indisziplinirten Banden und vermehrte auf diese Weise die Beschwerlichkeiten, welche schon die Kosaken verursachten.

Diese Arnauten waren Leute, die man nicht kannte und denen man nicht zu trauen wagte, da man nicht wußte, ob man sie als Freunde oder Feinde betrachten solle. Sie boten den Türken die Mittel dar, Spione unter uns zu unterhalten.

Das Beste wäre gewesen, wenn man alle diese Moldauischen, Wallachischen und Polnischen Vagabonden, welche unter den Russischen Truppen Dienste begehrten, in die Provinzen schickte, die vom Kriegsschauplatze entfernt waren, um Kolonnen aus denselben zu bilden; auf diese Weise würde man die

Gegenden, wo die Armee unterhalten werden sollte, von einer Menge Räuber und unnützer Mäuler befreit haben.

Eine Armee von 20,000 Mann, mit allem nöthigen Zubehör versehen, würde Chozin in Zeit von 8 Tagen genommen haben, allein es fehlte an allem, was zur Bewirkung einer Belagerung erforderlich ist. Man konnte daher nur in so fern hoffen, sich zum Herrn des Platzes zu machen, wenn man die Besatzung in Schrecken setzte, um sie zu nöthigen, denselben zu verlassen.

Man glaubte diesen Zweck zu erreichen, wenn man das Korps in seinen Verschanzungen angriffe, welches die Approschen dieser Stadt vertheidigte. Es gelang, dasselbe aus seiner Stellung zu vertreiben. Allein dieser Verlust erschütterte die Besatzung keineswegs, deren Muth durch die Nähe des Groß-Veziers aufrecht erhalten wurde; übrigens hatte dieses Gefecht, in welchem man nicht mehr als vierzehn Gefangene von den Türken machte, nichts Erschreckendes.

Den 21. April erlitt die Armee einen Verlust, weil sie in verschiedenen Theilen abgesondert war. Der Vortrab, die Reserve, das Gepäck und das Armee-Korps bildeten vier Divisionen, die alle zu sehr von einander entfernt waren, um sich gegenseitig unterstützen zu können. So lange der Feind in unserer Nähe war, hätten die Equipagen in regelmäßige Parks abgetheilt, und die Armee in deren Bereich seyn müssen, um sie auf dem Marsche oder der Station unterstützen zu können. Die schwere Reiterei belästigte uns, man hätte zwei oder dreitausend Infanteristen haben müssen, um 3000 Mann dieser Truppen, welche wir zu viel hatten, zu unterstützen.

Ich bezweifle, daß unsere Armee mehr als 25,000 Kombattanten ohne die Kosaken zählte, als wir über den Dniester gingen. Wenn man damals die Küraßire und die Ukrainischen Kosaken in Polen gelassen hätte, so wäre die Armee schneller in den Manövres und geeigneter zur Führung dieses Krieges gewesen.

Den 24. April ging die Armee über den Dniester zurück.

Den 5. Mai lagerte sie bei Menzibos.

Während des Monats Mai blieb die Armee in Polen in den Umgebungen von Menzibos und Bar. Inzwischen gingen Türkische Detaschements durch den Dniester, um diese Gegend zu verwüsten.

Nach einem den 5. Juni gehaltenen Kriegsrath, brach die Armee den 13ten nach Jerdin auf, einem Dorfe, welches eine Stunde vom Dniester und eine halbe Stunde von Kaminieck entfernt ist, und ließ diesen Platz links.

General-Lieutnant Rennenkamp hatte den Befehl, Chotzin gegenüber eine Stellung zu nehmen, die vom Platze durch den Fluß geschieden war, jenen mit Granaten zu beschießen und ihn dadurch zu beunruhigen; überhaupt so zu handeln, daß er die Aufmerksamkeit des Feindes auf sich lenke.

Unterdessen ging die Armee wieder den Dniester hinauf, kampirte den 22. Juni in Tschernokosnitz, einem gut gebauten Flecken, den die Türken eben zerstört hatten; den folgenden Tag lagerte sie sich auf die Anhöhen von Samochine bei Dutze und fing an, eine Brücke über den Fluß zu schlagen, über welche sie den 25. ging, ohne daß der Feind es bemerkt hätte.

Der Raum, zwischen der Brücke und der Stadt Chotzin, wo sich die Russen nach ihrem Uebergang über den Fluß befanden, war voller Schluchten und Defilés. Diese ließ die Armee links liegen, machte eine Schwenkung rechts, sie zu umgehen, lagerte sich den 26. in Sastaona, den 27. in Sadabraona, den 28. zu Ragosi, einem Dorfe, welches eine Stunde vom Pruth und drei Stunden von Chotzin entfernt war. Erst den 29. Juni stieß die Armee auf die Türken zu Rakitine, und bis diesen Tag war es dem General Rennenkamp gelungen, den Feind zu täuschen, welcher sein Korps für die ganze Armee hielt.

Den 2. Juli, als der Fürst Gallitzin sich dem Platze nähern wollte, um das abgestochene Lager, das dessen Zugänge vertheidigte, anzugreifen, benutzte der Feind den Augenblick, wo der Vortrab durch Defiléen von der Armee getrennt war, warf einen Theil der unvorsichtig marschirenden Avant-Garde über den Haufen und verursachte einige Unordnung. Dieses

Unglück war indeß nicht groß, denn die Türken, statt diesen glücklich begonnenen Angriff mit Nachdruck zu verfolgen, verließen ihre Verschanzungen und zogen sich in die Stadt zurück.

Den 3. Juli nach einer nutzlosen Beschließung des Platzes fingen die Russen die Einschließung desselben an.

Den 12. versuchten die Türken einen Ausfall, aber ohne Erfolg.

Den 19. meldete Prinz Prosorofski, daß der Chan der Tartaren mit einer Armee von 80,000 Mann im Anzuge sei. Man detaschirte sogleich die General-Lieutnants Bruce und Stoffeln, erstern mit drei Regimentern Infanterie und sechs Regimentern Reiterei, letztern mit zehn Bataillons Grenadiere und zwei Regimentern Kuirassire, um das Korps von Prosorofski gegen die Tartaren zu unterstützen.

Die Kuirassire und Karabiner hinderten diese Detaschements, mit Leichtigkeit zu operiren. Wozu schickte man übrigens Verstärkungen gegen die Tartaren? Wäre es nicht besser gewesen, wenn man die Blokade aufgehoben und sich in Bereitschaft gesetzt hätte, den Feind bei seiner Ankunft zu bekämpfen?

Den 21. zogen sich die Generale Bruce und Stoffeln, bei der Annäherung des Feindes auf uns zurück, und wir schickten uns an, ihn zu empfangen, nämlich die verschiedenen Korps stellten sich unter dem Schutze von vier Redouten auf, mit Ausnahme der Kosaken und vier Husaren-Regimenter, welche voran gingen. Man hatte keinen andern Zweck als den, einen Angriff abzuschlagen; es war demnach unnütz und unklug, daß man dieses Husaren-Korps, ohne es durch Infanterie zu unterstützen, voran schickte.

Am 22. Juli griff der Chan unsere Armee, oder vielmehr die leichten vordern Truppen, an. Die Kosaken zogen sich bald hinter die Redouten zurück, die Husaren hielten einige Zeit Stand und manövrirten mit Ordnung: so wie sie aber bloßgestellt waren, hatte das Gefecht ein Ende. Ich befand mich in der ersten Redoute, wo der General Stoffeln befehligte: man hatte aus allen vier Redouten bloß drei Kanonenschüsse gethan.

Die Russen zählten dreißig Getödtete und funfzig Verwundete, und ihr Verlust wäre geringer gewesen, wenn sie die Husaren abberufen hätten, welche ohne allen Zweck bloß gestellt waren, und die der Feind in die Flanke nehmen konnte. Minkewitz, Lieutnant bei diesem Korps, der in Preußen gedient hatte, wurde bei dieser Gelegenheit getödtet. Er hatte eine Geliebte, welche ihn zu Pferde begleitete und muthig in seiner Nähe mitfocht, um ihn zu vertheidigen.

Die Soldaten fingen an, der Langsamkeit überdrüssig zu werden, welche die Operationen der Armee zu lähmen schien. Des Nachts hörte man die Schildwachen rufen: „Münich, schicke uns deine Stiefel um uns zu kommandiren.“ Außerdem hatte man ein Losungswort, womit man das Lob der Husaren bezeichnete. Die, welche den Preußischen Krieg mitgemacht hatten, thaten sich etwas zu Gute darauf, den Ruhm des Königs Friedrich herauszustreichen.

Den 25. Juli wurde die Einschließung Chotzins aufgehoben, als die Armee des Groß-Vezirs in Anzug war. Der Fürst Prosorofski zog sich mit dem Vortrab auf das Armeecorps zurück, und der General Rennencamp nahm eine Stellung gegen Okop, an den Ufern dieses Flusses, um die Bagagen und die geschlagene Brücke zu decken.

Unsere Armee war in einem Winkel konzentrirt, den der Fluß mit dem durch mehrere Defiléen getrennten Gebirgsfuß bildete. Wenn der Groß-Vezir den rechten Zeitpunkt benutzt hätte, ein starkes Kavallerie-Korps den Dniester durchwaten zu lassen, um es auf das andere Ufer zu versetzen, welches dasselbe verheert und unsere Brücke bedroht hätte, so würde dieß Manövre uns in große Verlegenheit gebracht haben.

Die Nacht vom 1. zum 2. August ging die Russische Armee in guter Ordnung auf das linke Ufer des Flusses zurück, ohne vom Feinde beunruhigt zu werden; General Rennenkamp bildete den Nachtrab. Mit Tagesanbruch waren alle Truppen herüber, und die Armee nahm eine Stellung. Die Nacht war hell, der Morgen schön und einer der günstigsten, um dieses militairische Schauspiel zu genießen.

Einige Türken kamen herbei, als der Nachtrab mit der Abtragung der Brücke beschäftigt war, allein zu spät, um Beunruhigung zu veranlassen.

Am 3. August kampirte die Armee in Kniaghena, eine Stunde von Kaminieck. Den 6. passirte eine Türkische Abtheilung den Fluß und veranlaßte ein lebhaftes Scharmützel.

Am 14. fingen die Türken an, unterhalb Chotzin eine Brücke zu errichten und setzten eine große Abtheilung auf das linke Ufer des Flusses über; dieser Umstand bewog den Fürsten Gallitzin, seine Stellung zu verlassen, um sich dem Feinde zu nähern.

Der General-Major Kaminski, welcher vorausgeschickt wurde, brachte die Nacht in einem Gehölze, Chotzin gegenüber, zu, und ließ da einen Verhau anlegen. Den 16. lagerte sich die Russische Armee gegen Chotzin und verschanzte sich. Die Türken beschossen uns von der Stadt aus, zwei oder drei Kugeln trafen unser Lager, und dieß veranlaßte, daß man das Hauptquartier zurück verlegte.

Am 20. vollendeten die Türken ihre Brücke und ließen ein Detaschement hinüber gehen, welches sich verschanzte, nämlich es stellte sich an der Spitze der Brücke auf, und deckte sich durch einen Graben, wie man ihn gewöhnlich die erste Nacht macht, wo man vor einem zu belagernden Platz die Laufgräben eröffnet.

Es war sehr unvernünftig von ihnen, daß sie diese Abtheilung über den Fluß gehen ließen und es in unsere Nähe versetzten; der Feldzug der Russischen Armee wäre verfehlt gewesen, wenn die Türken das Detaschement vom linken Ufer des Flusses zurückgezogen und die Brücke zu rechter Zeit abgetragen hätten.

General-Major Molina, welcher die Ingenieurs befehligte, ließ eine mit Granaten, Raketen u. s. w. gefüllte Maschine verfertigen, um damit die Brücke des Feindes zu zerstören. Nach langer Arbeit, die nur zu offen betrieben wurde, schleuderte man diese Höllen-Maschine zu Schwanitz in den Dniester; allein die davon unterrichteten Türken machten sie nutzlos, in-

dem sie dieselbe durch ein vorwärts der Brücke angebrachtes Filet aufhielten.

In der Nacht vom 22. und 23. August griffen die Russen, 4000 Mann stark, das Detaschement Türken an, welches uns gegenüber den Brückenkopf vertheidigte. Dieß mißlang: solche nächtlichen Unternehmungen gehen nie ohne Verwirrung ab.

Hätten 6000 Russen mit Tagesanbruch sich gegen das Türkische Detaschement in Bewegung gesetzt, so würden sie es gewiß vernichtet haben.

Das Geschütz von Chotzin, welches von der Höhe hinabspielte, war wenig zu fürchten: überdieß wird das Türkische Geschütz schlecht bedient. Man konnte damals den Fluß nicht durchwaten. Die von der Brücke her kommenden Unterstützungen wären von den Fliehenden niedergetreten worden und der Erfolg war fast unfehlbar. Das oben erwähnte Gehölz war in der Nähe und die Russen würden sich dahin zurückgezogen haben, nachdem sie ihren Angriff vollendet hätten; man würde die Brücke unversehrt gelassen haben, um den Feind zu veranlassen, ferner herbeizukommen und sich schlagen zu lassen. Dadurch, daß man bei hellem Tage angriff, hätten sich die Truppen an regelmäßige und nachdrückliche Manövres gewöhnt; sie würden den Gebrauch des Bajonets kennen gelernt haben, welches von allen Angriffs-Waffen die fürchterlichste ist.

Dieser nächtliche Angriff hielt den Feind nicht ab, oft über den Fluß zu gehen und sich an dessen Ufern, so wie links des Gehölzes, welches eine Abtheilung unserer Truppen besetzt hielt, auszudehnen.

Den 29. August wurde dieß vom Grafen Bruce befehligte Detaschement sehr verstärkt. Man ließ den von Kaminski den 14. angefangenen Verhau noch weiter ausdehnen und bildete zwei Redouten. Von diesem Posten aus wollte man eine neue Unternehmung gegen den Feind beginnen, dieser aber kam uns zuvor.

Mit Tagesanbruch stieg ich zu Pferde, um aus bloßer Neugierde das Gehölz und die darin getroffenen Anordnungen zu besichtigen; ich untersuchte sogleich den Verhau; der mir

schlecht geordnet, zu weit ausgedehnt, zu tief im Holze, keineswegs flankirt und nicht hinlänglich mit Truppen versehen schien.

Da ich weiter außerhalb des Gehölzes mich begeben hatte und mich in der Nähe der einen Redoute befand, um andere Stellungen zu untersuchen, bemerkte ich, wie der Feind entschlossener als gewöhnlich anrückte. Ich kehrte schnell zurück, um seine Bewegung zu beobachten. Die Tapfern befanden sich an der Spitze mit ihren Fahnen; sie verdoppelten ihren Eifer, als sie die Russische Reiterei vorwärts der Redoute, von welcher ich sprach, bemerkten. Da diese Kavallerie sie maskirte, so hätte sie sich näher an die Redoute ziehen sollen, um dadurch geschützt zu werden. Allein der Befehlshaber der Reiterei machte Kolonne, die rechte Seite gegen das Gehölz gerichtet. Der Feind zögerte keinen Augenblick, warf sich auf das Holz, um sie in die Flanke zu fassen. In einem Nu war die Reiterei in Unordnung gebracht; doch hörte die Gefahr auf, so wie die Redoute demaskirt wurde. Die Kavallerie bewirkte darauf eine Unordnung, die sie gleich Anfangs auf eine regelmäßige Weise hätte bewerkstelligen müssen, und begab sich unter den Schutz der Redoute. Ich befand mich mitten im Getümmel und zog mich, Dank sei es der Stärke meines Rosses, glücklich heraus.

Nachdem der Feind dieses Kavallerie-Korps vertrieben hatte, verfolgte er seinen Marsch in das Gehölz. Er drang durch die Oeffnung des Verhau's ein, brachte die zu dessen Vertheidigung bestimmten Truppen in Unordnung, und rückte bis zu den Spanischen Reutern, welche die ersten Linien des großen Vierecks unserer Armee deckten, vor. Er konnte indessen, da die Redouten unangegriffen geblieben, die genommene Stellung nicht behaupten und eben so wenig seinen Angriff verfolgen. Es schien dieß auch seine Absicht nicht zu seyn, er wollte bloß eine Diversion bewirken, um den Erfolg einer ganz andern Unternehmung zu begünstigen.

Auch sah man zu Anfang des Angriffs auf das Gehölz eine andere Truppe heranrücken, welche immer größer wurde, je näher sie herankam. Sie eilte mit dem größten Ungestüm herbei, zwang unsere Husaren zum Rückzug, dehnte sich im

Rücken unserer Armee aus und ging auf die bei Kaminieck aufgestellten Equipagen los, wo sie 1600 Ochsen wegnahm. Damit endigte sich diese ganze Unternehmung.

Da unsere Armee zu gleicher Zeit in der Fronte, an der Seite und im Rücken angegriffen war, und man zugleich aus allen Redouten schoß, so schien die Unordnung aufs Aeußerste gebracht, und der Rauch benahm dem Auge den Anblick dessen, was da vorging; es war demnach schwer, unsere Stellung gehörig zu beurtheilen.

Ich war noch nicht genug an die Weise gewöhnt, wie die Türken den Krieg führen, als daß der Gedanke, im Rücken angegriffen zu seyn, nicht einen unangenehmen Eindruck auf mich machen mußte. Doch ich bemerkte bald, daß der Rauch zugleich mit dem Feinde verschwand.

Das im Gehölze als Reserve postirte, vier und zwanzig Kompagnien Grenadiere starke Korps hatte seine Schuldigkeit nicht gethan, sei es weil es nicht zur Vertheidigung des Verhaues herbeigeeilt war, oder daß es nicht gegen die Flanke des Feindes operirte, der nach den ersten glücklichen Erfolgen sich in das Holz hineingewagt hatte: ein panischer Schrecken hielt dieses Grenadier-Korps unbeweglich auf einer Stelle.

Wie dem auch sei, so belohnte der Hof von Petersburg, auf den ihm gemachten Bericht dieses Gefechts, den Befehlshaber des Postens in dem Verhau, welcher vor dem Feinde geflohen war, so wie den Kommandeur der Grenadiere, der es weder gewagt hatte, dem erwähnten Posten zu Hilfe zu kommen, noch sich den Türken zu zeigen.

Der Kampf vom 29. August kostete der Russischen Armee hundert acht und sechzig Todte und vierhundert vier und dreißig Verwundete; der größte Verlust traf das Fußvolk des Verhaues, welches gewichen war.

Der Oberst vom Regiment St. Petersburg war verwundet von den Seinigen verlassen, und wurde getödtet. Nachdem der Feind sich zurückgezogen hatte, fand man den Leichnam dieses Obersten, dessen Kopf die Türken mitgenommen; man brachte den Körper in das Lager, um ihm die letzte Ehre an-

zuthun und paßte ihm einen andern Kopf an, um die Ehre des Regiments zu retten: der Oberst war von brauner Gesichtsfarbe, der ihm angepaßte fremde Kopf aber blond. Ich war bei diesem Aufzug, der troß dem Ansehen eines Leichenbegängnisses, doch etwas Lächerliches hatte.

Die Türken beobachten es als eine religiöse Sitte, ihre Todten fortzuschaffen, und zeigen außerdem viel Theilnahme für ihre Waffengefährten. In einem Scharmützel, welches kurz vorher statt gefunden, wurde einem von ihnen das Pferd getödtet. Der Reiter war demnach unberitten und verloren, allein fünf oder sechs seiner Gefährten warfen sich vor ihn hin, damit er entwischen konnte. Dergleichen Handlungen findet man unter den Türken häufig.

Wie unbesorgt die Russen auch immer seyn mögen, so empfand man doch, daß der erlittene Stoß von den schlechten Anordnungen herrührte die man im Gehölze getroffen hatte.

Demnach wurde der General Rennenkomp noch denselben Abend nach dem Gefechte in das Gehölz geschickt und beschäftigte sich auf der Stelle, dem Uebel abzuhelfen. Nach vier und zwanzig stündiger Arbeit wurde aus diesem Posten, welcher vorher einer wüsten Stelle ähnlich sah, schon ein militairisches Etablissement. Es dachte keiner daran, diesen geschickten Offizier zu belohnen, da er keine Verbindungen bei Hofe hatte. Als er erfuhr, daß der Graf Romanzoff zu unserer Befehligung anlangen soll, so fürchtete er, unter die Befehle dieses neuen Chefs gestellt zu werden, und ging zur zweiten Armee.

Den 5. September zeigte sich eine zahlreiche feindliche Abtheilung nahe am Gehölze und wurde zurückgetrieben.

Zu der Zeit fielen unaufhörliche Regengüsse an den Karpatischen Gebirgen und entschieden über die Erfolge dieses Feldzuges; sie vergrößerten die Gewässer des Dniesters und gaben seinem Strome eine außerordentliche Schnelligkeit und Ungestümheit.

Am 6. September des Morgens meldete uns der Kommandant des Schlosses Schwaniß, daß die Brücke der Türken über den Dniester durch die Gewalt des Wassers fortgerissen

wurde; auf diese Weise war ihr starkes Detaschement am linken Ufer des Flusses, woselbst wir seit Anfange Augusts im Lager standen, von ihrem Armee-Corps abgeschnitten, ohne die geringste Möglichkeit, sich mit demselben in Verbindung zu setzen und wieder zu ihm zu stoßen.

Wir beschlossen, diesen Umstand ohne Zögerung zu benutzen. In der Nacht vom 6. zum 7. September ließen wir dieses Detaschement durch 5 Corps, jedes zu tausend Mann, angreifen.

Dieser nächtliche Anfall war keinesweges zweckmäßig und man wiederholte auf die Weise denselben Fehler, welchen man in der Nacht zwischen dem 22. und 23. August gemacht hatte; doch war der Erfolg vollkommen und das Türkische Detaschement völlig aufgerieben.

Man hat behaupten wollen, daß dieses Korps 12,000 Mann stark gewesen sei; allein der durch die Verschanzung gebildete innere Raum wäre für ein so zahlreiches Korps viel zu klein gewesen, und die Türken brauchen weit mehr Raum zu ihren Lagerungen als die, welche die Regeln der alten Lagerkunst befolgen. Fast das ganze Detaschement mußte über die Klinge springen oder kam im Flusse um; die Zahl der Gefangenen war unbedeutend, es blieben nicht dreihundert Todte auf dem Platze, und es befand sich daselbst nicht ein einziges Stück Geschütz.

Dieses Gefecht kostete den Russen 89 Todte und 436 Verwundete.

Den 8. September errichtete man am Ufer des Flusses eine Batterie, um Chotzin zu beschießen, was aber unnütz war; denn der Verlust der Brücke und ihres Detaschements, und besonders die Langeweile, entmuthigten die Türken dermaßen, daß ihre ganze Armee und ihre Besatzung Chotzin's sich auflösten und davon flohen.

Die Kaiserin war unzufrieden mit dem Fürsten Gallitzin: seit seinem halben Monat war ihm eingeschärft, den Befehl der Armee dem Grafen Romanzoff abzutreten und er erließ daher keine Ordres, sondern wartete die Ankunft seines Nachfolgers ab.

Den 9. September nahm man die Verschanzung der Türken in Augenschein, welche ein Gegenstand der allgemeinen Neugierde war.

Die Verschanzung war schlecht angelegt, das Terrain, welche sie einschloß, neigte sich zu abschüssig und steil gegen den Fluß hin. Die Körper der Türken, längs hingestreckt, den Kopf unterwärts, schienen in den Fluß hinab gestürzt zu seyn. Sie gewährten den imposanten Anblick einer Race sehr plump gebauter Menschen, nämlich von erhöhter Stirne, dickem Halse, breiten Schultern, und sehr muskulöser Kniebeugung. Den nämlichen Tag fand man noch einige lebendige Türken, die sich unter den Trümmern der Brücke verborgen hielten.

Nicht Ein Soldat erschien auf den Wällen Chozins, und trauriges Schweigen herrschte in dieser Stadt. Gleichwohl hatte noch keiner von den unsrigen jenseit des Flusses hinüber gesetzt. Ich vermuthete, daß der Feind den Platz verlassen hätte, und um mich der Sache zu vergewissern, veranlaßte ich zwei Kosaken, welchen ich zwei Rubel versprach, durch den Strom zu waten, um auf dem gegenseitigen Ufer auf Entdeckung auszugehen; das vollkommen ruhige Wetter begünstigte sie; sie berichteten, daß die Türken sich zurückgezogen haben und niemand in der Stadt geblieben sei.

Zwei Tage darauf ging der General Elmt mit einer Abtheilung über den Fluß; einige Grenadiere gingen ganz gemächlich durch eins der Thore in die Stadt, der General hingegen ließ sich über die Mauern ziehen, um dieser Eroberung mehr Glanz zu geben.

In der Stadt fand man einen Greis, seine Frau und ihre Kinder, im Ganzen sieben kranke Personen.

Die Besatzung, sagte man, war 12,000 Soldaten stark; weder Versprechungen noch Geschenke vermogten sie, da zu bleiben. Sie zogen ab, ohne sich erst die Mühe zu nehmen, ihre Kanonen zu vernageln; man zählte deren 167, davon waren drei von Eisen, die übrigen aber von Bronze; außerdem fand man noch drei bronzene Mörser. Die Magazine waren schlecht mit Mundvorrath versehen.

Zur Seite des Kommandantenhauses sah man Pyramiden von Russischen Köpfen, wie man in den Zeughäusern die Kanonenkugeln aufgeschichtet findet; durch die Kopfbedeckung erkannte man die Köpfe der Grenadiere, Füsiliere, der Husaren und Kosaken. Die sehr ausgedehnten Vorstädte waren bereits abgebrannt. Ein Strom theilt die Stadt in zwei Hügel; die abgesonderten nnd unregelmäßigen Häuser gewährten einen widrigen Anblick, den die Menge Kadaver, welche man unbeerdigt gelassen hatte, noch scheußlicher machte. Sonst war die Aussicht des Hauses des Pascha gegen Polen hin prächtig.

Chotzin bildet ein längliches Viereck, eine seiner schwächsten Seiten ist die am Dniester; die entgegengesetzte Seite wird durch vier Bastionen nach altem Styl und bestreichende Werke flankirt. Die gegen den Fluß befindliche Zitadelle hat nichts Bemerkenswerthes. Wie unbedeutend auch die Wälle Chotzins waren, so glaube ich doch nicht, daß es räthlich gewesen wäre, deren Bestürmung zu versuchen.

Einige Tage nach der Besetzung dieses Platzes ging der Fürst Gallitzin mit dem Hauptquartier über den Fluß, um das Te Deum in dem Hause des Pascha singen zu lassen.

Der Graf Romanzoff hätte schon vor dem 6. September bei der Armee eintreffen und allein den Ruhm der erlangten Vortheile so wie der Einnahme Chotzins davon tragen können. Doch fiel diese Ehre dem Fürsten Gallitzin zu und er empfing sie mit einer seltenen Bescheidenheit. —

Einige Tage beschäftigten sich die Kosaken damit, die ertrunkenen Türken aufzufischen, um deren Sachen und Kostbarkeiten zu erhalten. Sie fingen dieselben mit ihren Piken auf, wie man im Norden die Aale fängt.

Es entstand hierauf am Ufer des Fusses ein Markt zum Verkauf der Geräthschaften der aus dem Wasser gezogenen Reiter und Pferde.

Den 17. September reiste der Fürst Gallitzin nach Petersburg ab, nachdem er das Kommando dem Grafen Romanzoff übergeben hatte. Dieser bezog die Winterquartiere in Podolien.

Das Hauptquartier wurde nach Letichoff verlegt. Oberst Weißmann wurde zum Kommandanten von Chotzin ernannt.

Denselben Tag marschirte der General Elmt mit einem Detaschement nach der Moldau; in Jassy empfing er die Huldigung der Provinz. Man sagte, daß er bei dieser Gelegenheit auf einem Throne saß, und seine Hände den Boyaren und Magnaten zu küssen reichte.

In Jassy entdeckte man einen Franzosen, Namens Rüffin, welcher in diesem Lande, wie Tott sonst in Konstantinopel, gebraucht worden war. Man schickte ihn in das Hauptquartier des Grafen Romanzoff, wo man ihn im Auge behielt, ohne ihn jedoch wie einen Gefangenen zu behandeln: in der Folge wurde er unsichtbar, und der Hof von Versailles reklamirte denselben, jedoch ohne Erfolg. Um seine Auslieferung zu bewerkstelligen, mußte der Graf von Choiseul zuvor dem Hofe von Petersburg förmlich drohen, daß wofern man Rüffin nicht innerhalb 14 Tagen auslieferte, man den Russischen Minister in Paris arretiren werde.

Während des Winters setzte der General Stoffeln den Krieg in der Moldau mit Erfolg fort, wenn man eine Verwüstung so benennen kann. Fast alle Städte oder die Vorstädte, welche noch größer als jene selbst, wurden in dieser Gegend niedergebrannt. Der General bemühte sich vergebens, diese Zerstörung zu verhindern; die regulären Truppen gehorchten ihm, er konnte aber nicht die Kosaken und Arnauten im Zaume halten.

Das Korps von Stoffeln war funfzig Stunden weit vom Hauptquartier entfernt, das des Obersten Fabrician sogar noch weiter, und doch prätentirte der Graf Romanzoff, ihre geringsten Bewegungen zu richten.

Er beschwerte sich darüber, daß der General Stoffeln nicht Thätigkeit genug zeigte. Folgender Ausdruck des Letztern, man müsse langsam eilen (Festina lente), diente dem Grafen Romanzoff zum Text, um den General Stoffeln vor allen Offizieren seines Hauptquartiers, aus denen sein kleiner Hof bestand, lächerlich zu machen.

Dennoch ist es gewiß, daß Stoffeln während des ganzen Winters den Krieg sehr thätig betrieben, und daß der Kommandant en Chef nicht ein einziges Mal das Hauptquartier verließ, ohne zugleich alle Quartiere der Armee und die Truppen zu besichtigen, und ohne, daß ein einziges Bataillon in seiner Gegenwart exercirt hätte. Ich kann dieß alles bestätigen, da ich den ganzen Winter im Hauptquartiere blieb.

Ungeachtet der Verwüstungen, welche das Stoffeln'sche Korps in der Moldau veranlaßte, würde eine Armee von 20,000 Mann recht gemächlich daselbst Unterhalt gefunden haben; dieß Land hat einen Ueberfluß an Ochsen und Fourage, und mit Geld und Ordnung würde man sich auch Getreide verschafft haben.

Der Kommandant en Chef konnte in Podolien einige Kompagnien lassen, um die Rekruten zu exerciren und die nöthigen Lieferungen anzuordnen, sodann sollte er den Winter mit dem Gros seiner Streitkräfte in die Moldau ziehen und an der Donau festen Fuß fassen.

Im Monat März würde der Rest der Truppen in Podolien zur Armee gestoßen seyn, welche nunmehr über die Donau gehen konnte, wie es im Frühjahr 1774 geschah, Bender wäre denn ohne Schwertstreich gefallen, und der Feind gezwungen gewesen, vier Jahr früher Frieden zu machen.

Man würde sich bemüht haben, einen der festen Plätze an der Donau zu nehmen, um einen Stützpunkt für die Operationen der Armee zu erlangen. War eine Belagerung mit zu vielen Schwierigkeiten verbunden, so konnte man sich leicht an mehrern Orten der Donau verschanzen, was so viel werth gewesen wäre, als die türkischen Zitadellen; das Land bot Materialien dazu im Ueberfluß dar, und es hätte auch an keiner Zeit gefehlt. Unterdessen konnte das Stoffeln'sche Detaschement Lebensmittel anhäufen und den Weg zu einer solchen Expedition öffnen, da in Ermangelung derselben das Detaschement ohne Zweck agirte und durch seine Verheerungen den spätern Operationen geschadet wurde. Da man kein einziges Etablissement gründete und kein Terrain gewann, — ein gleichwohl sehr we-

sentlicher Umstand in jedem Kriege und besonders gegen die Türken, — so mußte das Detaschement nothwendig, nachdem es sich unnöthiger Weise geschwächt, sich in dem Fall befinden, eine rückgängige Bewegung zu machen, und sich wieder der Armee in Podolien anzuschließen.

Man wird einwenden, daß die Russische Armee nicht zahlreich genug war, um eine solche Expedition zu bewerkstelligen. Doch war sie etwa im folgenden Feldzuge beträchtlicher, als der Feind alle seine Streitkräfte vereinigt hatte? Warum sollte sie also nicht hinlänglich gewesen seyn, zu einer Zeit, wo die feindlichen Kräfte noch nicht beisammen waren?

Gegen Ende Novembers, oder zu Anfange Dezembers rückte der Oberst Fabrician mit einem Korps von 1500 Mann gegen Gallatz an der Donau vor. Nahe bei diesem Platze angelangt, sah er sich von einer 15 bis 20,000 Mann starken Türkischen Armee umringt: Fabrician marschirte gerade auf eine feindliche Batterie los, welche die Approschen von Gallatz vertheidigen sollte, nahm die Batterie weg, zerstreute die Türken und bemeisterte sich der Stadt.

Zum Lohne für diese nach meinem Dafürhalten schönste That des ganzen Krieges, erhielt er zuerst das St. Georgen-Kreuz, einen erst vor kurzem gestifteten Orden. Fabrician war sogar einige Zeit alleiniger Ritter desselben, und die Kaiserin, welche es verstand, den Werth dieser Belohnungen durch die Grazie, womit sie solche würzte, noch mehr zu erhöhen, sagte mehreremale öffentlich: „es giebt nur zwei, Fabrician und ich, die diese Dekoration theilen.“

Welch eine Ehre für den St. Georgen-Orden, den ein so braver Offizier berühmt zu machen angefangen!

Die Affaire bei Gallatz war die unmittelbare Ursache zum Unglück des Majors Anrep. Er hatte sich bei diesem Gefechte, unter den Befehlen Fabricians, durch Muth ausgezeichnet; von dem Wunsche beseelt, ebenfalls das Georgen-Kreuz zu erlangen, suchte er Gelegenheit sich hervorzuthun, und glaubte diese bei Bucharest gefunden zu haben, wo er eine Abtheilung

von 700 Jägern befehligte. Nicht weit von der Stellung, welche er inne hatte, befand sich ein von guten Mauern eingeschlossenes Kloster, wohin man einige Kosaken und Arnauten gestellt hatte. Der Kommandant dieser Art Feste sah ein feindliches Korps anrücken und unterrichtete Anrep davon, der zur Befreiung derselben herbeieilte. Die Türken, welche bei Annäherung Anreps den Angriff auf das Kloster aufgegeben hatten, überraschten dieses Korps in einem Gehölze, wo das Geschütz wenig wirkte, und rieben es dermaßen auf, daß nicht Ein Mann davon kam. Der Kommandant des Klosters hätte wohl einen Ausfall versuchen können, um die so großmüthig zu seiner Hilfe herbeigeeilten Mannschaften zu befreien, allein er that nichts. Anderseits hätte Anrep, wenn er weniger eilfertig gewesen wäre, in Uebereinstimmung mit General Sametin operiren können, welcher einen Marsch von ihm entfernt war. Dieser fand Tages darauf bei seiner Ankunft mit vier Bataillonen auf dem Schlachtfelde die Leichname sämmtlicher Jäger, deren Köpfe man abgehauen und mitgenommen hatte. Anrep's Kopf wurde nach Konstantinopel gebracht und daselbst drei Tage herumgetragen.

Der Hospodar der Moldau wurde beim Gefechte zu Gallatz gefangen genommen und nach Buchareſt gebracht, wo er an einer Krankheit starb. Der Hospodar der Wallachei, Gregorius Giko, als er sich nahe daran befand, zum Gefangenen gemacht zu werden, stellte sich, seine Familie und Begleitung unter den Schutz der Russen. Unter Bedeckung eines Obersten begab er sich vom Hauptquartier nach Petersburg; in der Folge kam er zur Armee zurück und machte als Freiwilliger den Feldzug von 1770 mit. Dieser Mann von feinem und geistreichem Anstand war 45 Jahr alt; er wurde später auf Befehl des Sultans erdrosselt.

Der Graf von Henckel, ein Preußischer Freiwilliger, mit dem ich sehr genau verbunden war, hat über diese Winter-Expeditionen ein Tagebuch geführt, zu welchem ich die Pläne geliefert. Dieses Journal verdiente wohl bekannt gemacht zu

werden: denn der Verfasser war ein feiner Beobachter und verstand sein Fach gut. *)

Der Feldzug von 1770.

Den 12. Mai versammelte sich die Russische Armee Chotzin gegenüber, den 15. ging sie über den Dniester und zwar nach den Anordnungen des Generals Bauer, neuen General-Quartiermeisters.

Beim Lager nahm die ganze Infanterie ein Viereck ein, und die Kavallerie stellte sich hinter demselben in Linie auf. Auf dem Marsche war die Armee in sieben Kolonnen getheilt; die vierte Kolonne, nämlich die des Zentrums, bestand aus dem größten Theile des Artillerie-Parks und aus zwei Bataillons Grenadieren; die Reiterei bildete die erste und siebente Kolonne und deckte die Flanken der fünf andern; die ebenfalls in sieben Kolonnen marschirenden Equipagen folgten darauf.

*) Im Jahre 1771 speiste ich in Potsdam zu Mittage beim Grafen von Henckel mit Quintus Icilius (Guichard); die Unterhaltung lenkte sich auf die, während des Feldzuges im vorigen Jahre (1770) durch Romanzoff davon getragenen Siege. Nach dem Kaffee ließ man Papier holen und ich wurde aufgefordert, die Risse dieser Schlachten zu zeichnen; ich entwarf die von Large; Quintus fand den Plan sehr gut aufgefaßt. Ich war nicht Willens, den von Kahul zu entwerfen, da mir die dabei getroffenen Anordnungen schlecht geschienen. Man errieth meine Absicht und drang in mich, die Zeichnung zu liefern, indem man bemerkte, daß die bei dieser Schlacht zugegen gewesenen Preußischen Freiwilligen sehr bald zurückkommen und alles bekannt machen werden. Quintus bemächtigte sich meiner Umrisse und brachte sie dem Könige. Als im Jahre 1776 der Großfürst, vom Grafen von Romanzoff begleitet, nach Potsdam kam und der König die Truppen-Korps vor ihnen manövriren ließ, sagte Romanzoff zu einem Preußischen Offizier: „Aber welche bewundernswerthe Dispositionen! Ohne Zweifel eine Nachahmung irgend eines berühmten Manövres aus dem Alterthum; nicht wahr, eins von Alexander, Hannibal oder Cäsar?“ Mit nicht geringer Verlegenheit machte man ihm begreiflich, daß diese Manövres eine Nachahmung der Schlachten von Larga und Kahul seien, die er selbst gewonnen.

Bei Annäherung des Feindes und bei einem Angriff bildete sich das Fußvolk in drei Vierecke und die Reiterei stellte sich in die Zwischenräume. Das größte dieser Karree's, das Zentrum, in welchem sich der Graf Romanzoff befand, wurde vom General Oliz befehligt, das rechte vom General-Lieutnant Plemenikoff, und das linke vom General-Lieutnant, Grafen Bruce.

Da das Lager immer im Voraus bestimmt wurde, so konnte man leicht die Infanterie da in Karree ordnen und die Kavallerie in Linie hinter dieselben stellen; es war indeß nicht so leicht für wenig eingeübte Truppen, in der Nähe des Feindes drei Karree's Fußvolk zu bilden und die Reiterei in die Zwischenräume hinzustellen.

Von Chozin bis zur Donau hatte die Armee ungefähr 25 sehr kurze Märsche zu machen; um 10 Uhr Morgens befand sich dieselbe in dem Lager, wo sie bis zu ihrem Abzug Tages darauf oder später verbleiben sollte. Man konnte daher, ohne die Truppen zu ermüden, jeden Marschtag die Armee in Schlachtordnung formiren, um sie daran zu gewöhnen, dieses Manövre unter den Augen des Feindes auszuführen.

Dieß geschah indeß nur Einmal, und man kann sich schwerlich ein verwirrteres und schlechter ausgeführtes Manövre denken. Und dennoch hielt man diesen Versuch für hinlänglich und dachte weiter nicht daran, ihn zu wiederholen; und da die Armee durch die Moldau, von Chozin bis zur Donau marschirte, ohne auf dem Wege beunruhigt zu werden, so ging alles gut.

Den 26. Mai kampirte das Heer in Lypchaua am Pruth.

Es scheint mir überflüssig, aller der Orte zu erwähnen, wo die Armee, indem sie dem Laufe dieses Flusses auf dem linken Ufer folgte, Halt machte. Man trennte davon einige Bataillons Grenadiere und Chasseurs, mit welchen General Bauer sich vorwärts begab, um die zu Lagerungen geeigneten Stellen zu bezeichnen.

Bald darauf übergab man mir den Befehl aller Pikets der Armee, mit diesen verstärkte ich das Korps des Generals Bauer. Dieses bildete ein Viereck, die Pikets ein zweites, und

sie griffen die Tartaren an, welche nach einigen Kanonenschüssen die Flucht nahmen.

Die Armee des Grafen Romanzoff, um sich vor der Pest zu bewahren, hatte sich mit einem Kordon Reiterei umgeben, dessen Befehlshaber die vom General erhaltenen Briefe, nachdem er solche durch Weinessig ziehen ließ, in das Hauptquartier schickte.

Eines Tages befand sich der Graf Romanzoff vor seinem Zelte, von funfzig Offizieren umgeben, als ein Kourier anlangte. Wir glaubten, er käme von Rußland. „Woher kommt ihr?" fragte ihn der Kommandant. — „Vom General Stoffeln." Bei diesen Worten ließ der Graf Romanzoff das bereits in Empfang genommene Paket Briefe aus den Händen fallen, eilte in sein Zelt und gleich darauf wurde der Weinessig gebracht.

Nach diesem Auftritte vermutheten wir, daß der General Stoffeln jenseit des Pruths bleiben und sich nicht mit uns vereinigen werde. Die Pest war in der That in seinem Korps ausgebrochen. Da derselbe glaubte, sie sey nicht ansteckend, und überdieß von seinem rastlosen Eifer fortgerissen, besuchte er, ohne Vorsicht zu gebrauchen, die Kranken seiner Armee, wurde von der Pest befallen und starb.

Diese Ansteckung datirte sich von der Schlacht bei Gallatz; hier hatte sich ein Soldat des Pelzes eines Türken bedient und verkaufte ihn an einen Juden zu Jassy. Die ganze Familie des Juden starb an der durch den Pelz verursachten Ansteckung. Ein von Jassy wegen eines Vergehens nach Chotzin transportirter Soldat war ebenfalls von dieser Krankheit angesteckt und verbreitete die Ansteckung in der Stadt; die Equipage des Platz-Kommandanten brachte sie nach Moskau und 60,000 Menschen starben hier daran.

Gregorius Orloff, damaliger Günstling der Kaiserin, verlangte und erhielt die Erlaubniß, nach Moskau zu gehen, woselbst man zur Zeit weder Gehorsam noch Autorität mehr kannte. Er stellte Ordnung und Polizei wieder her, es wur-

den Gesundheits-Maßregeln ergriffen und die Ansteckung hörte auf.

Wird die Geschichte wohl die Erinnerung an diese That bewahren? ich weiß nicht; doch finde ich darin mehr Heldenmuth, als man in Schlachten und hohen Waffenthaten aufweisen könnte.

Als ich die Armee verließ, um mich nach Petersburg zu begeben, schien man die gegen diese Plage nöthigen Vorsichtsmaßregeln sehr zu vernachlässigen; ich wurde nur zwei Tage bei dem schützenden Kordon aufgehalten: die Operationen zur Befreiung von der Ansteckung konnten nicht sehr wirksam seyn.

Die Stellung des Fürsten Repnin, welcher den General Stoffeln ersetzte, war an denselben Orten, wo Peter I. im Jahre 1711 sich genöthigt sah, mit dem Groß-Vezir zu kapituliren. Sei es, daß dieser Posten dem Fürsten Repnin von böser Vorbedeutung schien, oder daß er da wirklich sehr bloß gestellt war, genug er verlangte dringend, das rechte Ufer des Pruth verlassen zu dürfen, um sich mit uns am linken Ufer zu vereinigen; doch die Gefahr einer Ansteckung veranlaßte den Grafen Romanzoff, dieß nicht zu bewilligen.

Allein später bewirkte die Furcht vor der Annäherung der Türken, was die vor der Pest nicht vermogte, und das Repninsche Korps, welches den ganzen Winter in der Wallachei zugebracht hatte, ging über den Fluß, um unsere Armee zu verstärken.

Die Bekleidung dieser Truppe befand sich, da man ihr keine neue gegeben hatte, in schlechtem Zustande; die Soldaten hatten sich aus ihren Röcken Westen gemacht und der größte Theil unter ihnen trug Beinkleider von ungegärbtem Leder; ihre Bandelire waren nicht weiß, und ihre Haare ungepudert. Doch hatte man ihnen Fleisch in Ueberfluß verabreicht, und sie schienen recht rüstig. Ihre Truppe, obschon schlecht equipirt, hatte ein kriegerisches Ansehen, sie lagerte sich, ohne Spanische Reiter anzulegen, und ohne im mindesten wegen der Nähe des Feindes in Furcht zu seyn, bereitete ganz ruhig ihre Suppe,

während die Scharmützeleien der Türken die Armee unaufhörlich hinter ihren Spanischen Reitern in Alarm hielten.

Ich untersuchte den Ort, wo Peter der Erste sich von den Türken hatte einschließen lassen; dieser Ort heißt Rebai Mahiloff; gern hätte ich den Grundriß davon aufnehmen lassen, wenn ich mir über die Stellungen der Armee dieses Fürsten genaue Aufschlüsse verschaffen konnte, allein niemand wußte mir diese zu geben.

In dem Verhältnisse, wie unsere Armee längs des linken Pruth-Ufers vorwärts drang, wurden auch die Scharmützel häufiger; die Truppe des Chan's der Tartaren wuchs an. Der Groß-Vezir war noch nicht über die Donau gegangen. Der Major Soritsch befehligte die Arnauten und Kosaken des verstorbenen Generals Stoffeln, der zur Zeit unter den Befehlen des Fürsten Repnin stand. Dieser Major, welcher von kleinem, doch gut proportionirtem Wuchs, angenehmen Manieren, tapfer, thätig und einnehmend war, wurde von allen geliebt; er hatte sämmtliche Kriegs-Unternehmungen während des vorigen Winters mitgemacht, und das von ihm kommandirte Korps befand sich zwei Stunden Weges vor der Armee.

Eines Tages, Nachmittags ließ der Fürst Repnin ein Scharmützel anbinden. Soritsch, der ein Pferd von ganz tartarischer Race bestiegen hatte, eilte hurtig mit einer Truppe Arnauten und Kosaken fort; man schickte kein Fußvolk nach, um sie zu unterstützen; sie konnten also nur den Kürzern ziehen; das Scharmützel engagirte sich, die Kosaken drangen lebhaft auf den Feind los; ihr Ungestüm riß sie fort, aber sie wurden gezwungen zu weichen und Soritsch kam nicht wieder zum Vorschein.

In diesen Plänkereien fand man im Allgemeinen auf 1000 Kosaken nicht vier, welche zusammen zogen; sie liefen vor und rückwärts und thaten aus der Entfernung viele Pistolenschüsse ohne den geringsten Nutzen.

Ich war zu Pferde als bloßer Zuschauer des Gefechts, da ich aber nicht weit vorwärts kam, verlor ich Soritsch bald aus dem Gesichte.

Als man ihn nicht zurückkommen sah, zeigte der Fürst

Repnin eine wahre Bestürzung darüber. Man wußte wohl, daß der Türkische Soldat der in seine Hände gefallenen Gefangnen nicht schone und sich beeile, ihm den Kopf abzuhauen, um den Preis von zehn Thalern zu erhalten, den man ihm für jeden ins Hauptquartier gebrachten Kopf gab.

Der Fürst ließ die an diesem Scharmützel Theil genommenen Kosaken herbeikommen; jeder von ihnen erzählte den Verlust Soritsch's auf eine andere Art. Man machte es ihnen zum Vorwurf, indem man sie mit Schmähungen überhäufte, daß sie ihn verlassen hätten, doch dieß alles gab uns den Soritsch nicht wieder. Man sprach im Hauptquartier von nichts anderm als von dem Verluste dieses tapfern Offiziers. Keiner von uns hätte Eins gegen Tausend für das Leben des armen Soritsch verwettet!

Der General-Major der Reiterei, Fürst Trubetzkoy, bot einen Diamant, welchen er am Finger hatte, als Lösegeld für Soritsch an. Dieses Anerbieten brachte den Grafen Romanzoff auf, da er Soritsch durchaus für verloren gab und meinte, von diesem sei keine Nachricht weiter zu erwarten, und man müsse sich nunmehr nicht unnützer Weise noch mit ihm beschäftigen.

Da die Sache indeß nicht unmöglich war, wenn man einen Zettel, der dieß Anerbieten enthielt, in eine Flasche thäte, die man an eine Stange befestigte und den Feind auf die Seite herlockte, wo diese aufgestellt, so konnte das Anerbieten eines Diamants Eindruck machen.

Man erfuhr endlich, daß Soritsch noch lebe, und da er in dem Augenblick, wo man ihn tödten wollte, die Geistesgegenwart hatte, Pascha! Pascha! zu rufen, so wurde er vor den Chan der Tartaren geführt. Dieser erinnerte sich, wie menschenfreundlich Soritsch mit den in seine Gewalt gefallenen Gefangenen umgegangen war, behandelte ihn großmüthig, gab ihm einen polnischen Offizier zu seiner Bedienung und ließ ihn nach Konstantinopel bringen. Man bewirkte bald seine Befreiung, er wurde hierauf der Günstling der Kaiserin, die ihn mit Wohlthaten überhäufte.

Den 6. Juli nahm die Russische Armee eine Stellung in der Nähe des Feindes, ihren rechten Flügel an den Pruth gelehnt und den Larga-Fluß zwischen sich und der vom Chan der Tartaren befehligten Armee lassend.

Der Tag vom 7. verging in Ueberlegungen und Vorbereitungen zum Angriff; General Bauer entschied diesen Entschluß; derselbe war die Seele unserer Unternehmungen.

Das Heer setzte sich beim Einbruch der Nacht in Bewegung. Der Feind hatte keine Vorkehrungen getroffen, den Uebergang über den Larga-Fluß zu verhindern, den er gleichwohl erschweren konnte, obschon der Fluß ausgetrocknet war. Sein Lager, zum Theil auf seinem linken Flügel an den Pruth gestützt und durch diesen gedeckt, war außerdem durch einen leicht frei zu machenden Graben schlecht vertheidigt, der an seiner rechten Flanke einen Winkel bildete.

Die Division von Plemenikoff erhielt Befehl, einen falschen Angriff auf die Fronte des Feindes zu machen; unsere Haupt-Anstrengung wurde auf seine rechte Flanke gerichtet, welche, wenn man über den Larga gegangen, sehr leicht angreifbar war.

In diesem Haupt-Angriff marschirten die Korps von Repnin, Potemkin und Bauer, worin ich mich befand, in erster Linie; die von Bruce und Olitz, wobei der Graf Romanzoff war, bildeten die zweite oder vielmehr die Reserve; die Reiterei kam hinter ihnen nach; eine Abtheilung Jäger marschirte in einiger Entfernung an unserer Linken.

Der Feind, der die Division Plemenikoff bereits beschäftigte, wartete unsere Ankunft nicht ab, sondern entfloh, nachdem er einige Kanonenschüsse gethan hatte.

Ich war einer der Ersten, welcher in die Verschanzung der Türken gelangte; als ich noch 10 Schritte davon entfernt war, legte einer von ihnen an eine mir gegenüber gerichtete Kanone Feuer an, und rettete sich; das war die ganze Gefahr, die ich lief.

Um die mir nachfolgenden Truppen anzufeuern, rief ich, sobald ich mich auf der Schanze befand: „Hurrah Cartharine!“ (es lebe Catharine!)

Unsere Truppen gelangten ins Türkische Lager, ohne einen Schuß zu thun; die Korps von der zweiten Linie hatten den Feind nicht einmal gesehen. Ich glaube nicht, daß dieser Angriff auf die rechte Flanke der Verschanzung uns zwanzig Mann gekostet hat.

Der falsche Angriff auf die Fronte war nicht mörderisch; Plemenikoff, der ihn leitete, war alt, aber tapfer, er forcirte die ganze Verschanzung zugleich mit uns; unser sämmtlicher Verlust überstieg nicht 100 Mann.

Die Türken ließen ihre Bagagen und die aus 60 Kanonen bestehende Artillerie in Stich.

Das Zelt des Tarteren-Chan's war mit Karmesin-rothem und mit Gold-gesticktem Atlas gefüttert; der Fürst Repnin ließ durch eine Compagnie Grenadiere Besitz davon nehmen; diese war die gewöhnliche Garde des Kommandanten en Chef, und er führte sie selbst mit fliegenden Fahnen in dies Zelt.

Der Sieger machte an diesem Tage nicht mehr als 23 Gefangene. In dem Türkischen Lager fand man so eben getödtete Russen, die Paarweise an einander befestigt waren. Dieser Anblick erbitterte unsere Leute, die hierauf mehrere, in einem erst kürzlich gegrabenen Loche gefundene Türken unbarmherzig niedermachten.

Nach dem Gefechte von Larga schrieb mir die Kaiserin einen gnädigen Brief und schickte mir den St. Georgen-Orden, den sie mir verlieh, weil ich zuerst in die Verschanzung der Türken eingedrungen war und den Sieg verkündete, indem ich ihren Namen ausrief.

Den 8. Juli nahm die Russische Armee eine Position jenseit des Larga und drang weiter auf dem linken Ufer des Pruths vor, ohne auf Feinde zu stoßen.

Man schien in völligem Frieden zu leben; der Krieg fing erst an, als man sich der Donau näherte.

Den 19. Juli stand unsere Armee im Lager an der Kahul, ein nicht weit vom Pruth, welcher unsere Rechte deckte, entfernter Fluß; die Salza, ein anderer Fluß oder Strom, war weiter gegen unsere Linke hin entfernt; wir hatten uns von die-

sem Fluß wegbegeben, ohne daß ich den Bewegungsgrund dazu erfahren, um uns dem Pruth und der Kahul zu nähern.

Wir waren nur noch auf einige Tage mit Brod versehen, und erwarteten eine Zufuhr, welche indeß der an leichten Truppen starke Feind wohl aufheben konnte, obgleich eine starke Abtheilung hinter dem Konvoi gelassen wurde, um es zu beschützen.

Am 20. Juli verkündete das Geschütz von Isache, daß der Groß-Vezir über die Donau gegangen.

Er kam in der Absicht, eine Stellung links der Kahul zu nehmen, die Fronte seiner Armee deckte er durch eine Art Verschanzung, unterließ aber deren Flanken zu stützen, obgleich die Nähe der Kahul seiner linken Flanke zum Schutze dienen konnte.

Kein Hohlweg, kein Baum behinderte die Russische Artillerie auf ihrem Marsche gegen den Feind. Bloß eine Art Erdwall durchschnitt die Fläche, auf welcher die beiden Armeen sich befanden, und diese unter dem Namen des Trajanischen Weges bekannte Erhöhung hätte eine Avant-Garde decken können.

Gefangene Türken versicherten uns, daß ihre Armee 300,000 Mann stark sei, diese Zahl war ohne Zweifel übertrieben; ich glaube, daß sich dabei zwischen 70 bis 100,000 Kombattanten befanden; die unsrige zählte deren nur 18,000; dennoch wurde der Angriff auf die folgende Nacht beschlossen.

Der beste Weg wäre gewesen, wenn man das Manövre wiederholt hätte, das so gut bei Kahul gelang und so leicht zu bewerkstelligen war, da die Türken weder vorgeschobene Posten, noch Reiterwachen und Kundschafter hatten.

Zu dem Behufe mußte man die Armee an die Salza dirigiren, und indem man dem Laufe des Flusses folgte, mit Tages-Anbruch die rechte Flanke des Feindes erreichen, die nicht gedeckt war, während man durch einen falschen Angriff die Aufmerksamkeit des Feindes auf verschiedene Punkte seiner Fronte oder seines linken Flügels hingelenkt hätte.

Nach der gemachten Erfahrung konnte man fast sicher darauf rechnen, daß er, sobald unsere Truppen seine rechte Flanke ernstlich angriffen, fliehen werde.

Ich weiß nicht, welchen Plan man befolgen wollte; es schien mir aber, daß man die Haupt-Anstrengung auf die feindliche Fronte machen wollte; das Viereck Plemenikoffs und das große Karree des Generals Oliz, woselbst sich der General-en-Chef befand, marschirten in dieser Richtung; das Bauer'sche Korps wurde beauftragt, sich auf die linke Flanke der Türken zu werfen; die Korps von Bruce und Repnin sollten deren rechte Flanke angreifen.

Mit dem Eintritte der Nacht vom 20. Juli setzte man sich in Bewegung. Vom Anfange des Marsches an herrschte Verwirrung in der 12 Stück Kanonen starken Batterie des großen Vierecks; einige dieser Geschütze waren nach der einen, andere auf die entgegengesetzte Seite gerichtet; jene hatte man vorwärts, diese rückwärts bespannt. Der General Mellissino, der sie befehligte, schien den Kopf verloren zu haben. Der Chef der Armee wurde böse und machte ihm Vorwürfe; der General Oliz wurde noch ärgerlicher darüber, da sein Viereck nicht regelmäßig marschirte, und Lücken dadurch entstanden; so verstrich die Zeit, ehe man sich verständigen konnte.

Wir konnten vom großen Viereck aus, in welchem ich mich befand, die andern Karrees, mit welchen wir in Uebereinstimmung marschiren sollten, nicht sehen; die Dunkelheit der Nacht hinderte dieß, und man hatte keine zweckmäßigen Maßregeln genommen, um die Verbindung der andern Karrees mit den unsrigen zu bewirken, so daß wir ohne Nachrichten von denselben waren. Hatten wir die Entfernungen schlecht berechnet, oder uns von der durchaus fest zu haltenden Straße entfernt, genug, statt mit der Dämmerung das feindliche Lager zu erreichen, überraschte uns der Tag in dem Augenblicke, wo wir uns dem Trajanischen Wege näherten.

Wir entdeckten da zu unserer Linken das Karree von Bruce, welches auf einem erhöhten Terrain sehr weit von uns, und noch entfernter als das Repninsche Viereck marschirte.

Aus dem feindlichen Lager kam sodann eine Truppe hervor und warf sich zwischen uns und Bruce's Karree, von dem es mit Kanonen beschossen wurde, deren Kugeln jedoch uns

trafen. Dieser Umstand machte unser Korps stutzig; man hielt Rath: ich war der Meinung, man müsse ohne Zeitverlust auf die Verschanzung des Feindes losgehen, gegen dessen rechte Flanke man Repnin's Viereck ziehen sah; dieser Rath wurde befolgt.

Allein die Türken beschossen uns vom hintern Theil des Trajanischen Weges wie aus einer Schanze; ich nahm, ohne Ordre, aus unserm Korps einen Theil der Reserve-Infanterie, woselbst sich damals nur ein einziger Offizier befand, und machte mich auf, die Türken aus ihrem Posten zu vertreiben; sie wichen, nachdem einige Flintenschüsse auf sie gethan wurden. Indem wir den Trajanischen Weg reinigten, entdeckten wir das Viereck von Plemenikoff, welches zur Rechten einen Kanonenschuß weit von uns marschirte.

Sofort begab ich mich auf Ordre des Ober-Befehlshabers dahin, und überbrachte ihnen den Befehl, daß sie uns erwarten mögen, damit wir den Feind gemeinschaftlich angriffen.

General Sametin, einer der Anführer dieses Korps, empfing meinen Auftrag. Schon war ich zurück und endigte meinen Bericht, als ich rückwärts sehend, das Plemenikoff'sche Karree in Verwirrung gewahrte: die Wagen, Bagagen, Artillerie machten sich eilends davon.

Ich sagte zum Grafen Romanzoff: dieß Karree ist geschlagen. Kaum hatte ich diese Worte ausgesprochen, als die Plemenikoffschen Truppen in der größten Unordnung auf uns loskamen: es war eine völlige Verwirrung. Die Hälfte dieser Flüchtlinge drang durch die Oeffnung eines der Winkel in unserm Viereck; das erste in diesem Winkel postirte Grenadier-Regiment entledigte sich seiner Ladungen in die Luft. Man mogte noch so sehr schreien, daß nicht geschossen werden solle, es war nicht möglich sich verständlich zu machen. Sechs mit Pulver geladene Feldstücke, welche sich in demselben Winkel befanden, schossen zweimal, glücklicherweise ohne jemand zu treffen. In dieser schwer zu beschreibenden Verwirrung bemerkte man auf dem Platze, den das Karree inne gehabt, 40 Stück verlassene Kanonen.

Die Türken verfolgten die Flüchtlinge nur wenig. Da ich übrigens nicht sehen konnte, was auf unserm rechten Flügel vorging, so kann ich auch davon nicht als Augenzeuge sprechen.

Ein Oberst-Lieutnant sagte mir noch denselben Tag, daß, als er seine Truppe vorwärts gehen ließ, die Türken, welche so eben Plemenikoff's Viereck zersprengt hatten, beim Anblick dieser Kavallerie Halt machten und sich dann zurückzogen. Er versicherte mir, sie wären nicht stärker als 500 Mann gewesen, und fügte hinzu, daß er sie angreifen lassen wollte und „Vorwärts" gerufen hätte, allein seine Truppe wäre unbeweglich geblieben. Doch machte sich einer von seinen Offizieren gegen einen zurückgebliebenen Türken los, der sich mit einem Knie auf die Erde niedergelassen hatte und auf ihn anlegte. Der Türke zog sich, nachdem er seinen Schuß auf den Offizier gethan, und wodurch dieser getödtet wurde, zurück.

Ueber den Anfang dieser Verwirrung habe ich nur folgendes erfahren können.

Ein von der feindlichen Verschanzung ausgehender Hohlweg zog sich bis gegen den Ort hin, wo das Viereck Plemenikoff's Halt machte. Man hätte diesen Weg erkennen und zu seiner Begrenzung ein Piket hinstellen sollen; doch es geschah nichts der Art. Plötzlich debouschirte eine Truppe Türken aus diesem Orte, stürzte sich auf das Karree und überraschte es durch diesen ungestümen Angriff dermaßen, daß es nicht mehr Zeit hatte, sich zu erkennen, und in Unordnung gerieth.

Von den 6 Bataillonen, aus welchen es bestand, kam indeß nur Ein Offizier um.

Gewiß, wer diesen Auftritt mit angesehen, wird nicht mehr sagen, daß die Russen, wenn sie in Linie sind, niemals weichen und man sie tödten müsse, um sie von ihrer Stellung zu vertreiben. Der Soldat dieser Nation ist sehr tapfer, allein er ist nicht ganz überzeugt, daß sein Patron ihn ins Paradies bringe, wenn er auf dem Schlachtfelde stirbt. Die Unordnung und der Schrecken waren so groß in unserm Korps, daß wenn es in dem Augenblick von 1000 Türken angegriffen

worden wäre, dasselbe eben so wenig als Plemenikoff's Korps Stand gehalten hätte.

Aber während diese Türkische Infanterie-Abtheilung uns in so lebhafte Unruhe versetzte, verbreitete sich in ihrem eignen Lager Bestürzung.

Das Repninsche Viereck langte an ihrer rechten Flanke an, indem es auf einer Anhöhe marschirte, welche dasselbe beherrschte, und von wo es sehr gut gesehen wurde; bei diesem Anblicke lösten sich sämmtliche Truppen dieses Lagers auf, und ergriffen die Flucht. Ja es schien sogar, daß sie schon damals zu fliehen angefangen, als in dem Plemenikoffschen Korps Verwirrung entstand, und daß ersteres die eigentliche Ursache war, die den Feind verhinderte, seine auf dieser Seite errungenen Vortheile zu verfolgen. Das Repninsche Korps entschied demnach diesen Tag, ohne daß es auch nur Einen Kanonen-Schuß gethan, noch einen einzigen Mann verloren hätte. Bauer's Karree, welches wir erst gegen Ende des Gefechts erblicken konnten, war längs der Kahul gezogen und hatte die linke Flanke des Feindes angegriffen.

Unser großes Viereck war bereits nahe daran, die Verschanzung der Türken zu erreichen, als wir zwanzig oder dreißig von ihren Infanteristen ganz ruhig hinter einer kleinen Anhöhe halten sahen.

Das gelbe Husaren-Regiment war nur funfzig Schritte von ihnen entfernt, und dennoch entronnen jene. Mehrere andere Fußgänger wurden im Grase und im Graben der Verschanzung, wohin sie sich versteckt hatten, niedergemacht.

Die Türken verließen nächst ihrem Lager auch ihr Gepäck und Geschütz, welches letztere aus 180 Stück Kanonen bestand. Die Russen machten kaum 100 Gefangene und ich bezweifele, daß dieser Sieg den Türken 500 Mann gekostet habe.

Nach ihrer Auflösung warfen sich die Feinde in Isache, Kilia, Ackermann und andere Plätze, von wo aus sie neuerdings über die Donau zu gehen versuchten. Man hätte sie aufreiben können, wenn man ohne Verzug die Armee an die Ufer

dieses Flusses versetzte, von denen sie nur zwei Tage-Märsche entfernt war.

Allein der Graf Romanzoff begnügte sich bloß einige Abtheilungen dahin zu beordern und nahe bei dem Schlachtfelde sein Lager aufzuschlagen, woselbst er auch den Feldzug beschloß.

Der Prinz Wilhelm von Braunschweig, ein Neffe des Königs von Preußen, war zur Armee gekommen, um da als Freiwilliger unter dem Befehle des Grafen Romanzoff zu dienen, welcher es nicht verheimlichte, daß der König ihm geschrieben, seinen Neffen mit Strenge zu behandeln. Dieser Prinz hatte sich die Ungnade des Königs, seines Onkels, durch einen vielleicht ungegründeten Verdacht, zugezogen, als habe er die unordentliche Lebensweise seiner Schwester, der Gemahlin des Preußischen Kronprinzen, begünstigt. Er hatte Geist und einen gebildeten Verstand; aber wegen seines schwächlichen Körpers und zarten Temperaments war er wenig geeignet, die Beschwerden des Krieges zu ertragen; er starb bald nach der Schlacht bei Kahul an der Bräune.

Den Tag nach dieser Schlacht wurde General Bauer gegen die Donau abgeschickt, um sich vom Marsche des Feindes in Kenntniß zu setzen.

Der Fürst Repnin wandte sich mit seinem Korps nach Ismail, dessen er sich bemächtigte; später nahm er Kilia-Nova nach einer zehntägigen Belagerung.

Ich wurde in letztere Stadt geschickt, um sie in Vertheidigungsstand zu setzen.

Bei meiner Ankunft zu Kilia fand ich einige Abtheilungen Russischer Truppen, welche die Thore und Wälle besetzt hatten. Fünf bis sechstausend Türken waren noch im Platze. Nach der Kapitulation sollten sie auf die andere Donau-Seite nach Tulche transportirt werden; da es aber an Schiffen fehlte, so ging dieser Transport nur sehr langsam von statten.

Kilia liegt in einem durch einen Bach und die Donau gebildeten Winkel. Seine weitläufigen Vorstädte wurden abgebrannt; die Festung ist klein, und kann sich nur einige Zeit gegen einen Feind halten, der kein anderes Geschütz als Feld-

zwölfpfünder hat. Die Russen hatten ihre einzige Batterie hundert Schritt vom Walle entfernt aufgestellt, und würden sie auf diesem Punkte nicht behauptet haben, wäre einige Ordnung in dem Platze gewesen; denn von dem Walle aus schießt man gerade hinunter auf diese Batterie und der Türke trifft sehr gut mit dem Karabiner, wenn er sich hinter einer Mauer befindet. Uebrigens hatten sich die feindlichen Truppen in wilder Verwirrung, ohne Plan, ohne Vorbereitungen oder Vertheidigung in Kilia geflüchtet.

Jeden Tag besuchte ich die Werke, welche ich vor dem Thore an der Donau bauen ließ; an tausend Türken lagerten in der Nähe, und ich verbrachte drei Wochen in deren Mitte. Sie schienen mir ganz in einem Zustande militairischer Demokratie zu leben.

Fürst Repnin behandelte die Türkischen Geißeln mit Großmuth; er machte jeder von ihnen Geschenke und sie aßen an seinem Tische.

Das erstemal, als sie beim General zu Mittage speisten, steckte der Vornehmste von ihnen seine Finger in den Suppen-Napf, um Nudeln herauszulangen. Eines Tages ließ man sie mit zwei sehr hübschen Frauenzimmern zusammen Abendbrod essen; die Gegenwart dieser Frauen setzte sie in Erstaunen und sie weigerten sich, mit denselben an Einem Tische zu sitzen. Nach einigem Bitten wurden sie so sehr dreist, daß ein Effendi beide Frauen umarmte.

Sie hatten in ihrem Zelte einen Knaben von zwölf Jahren, der die Guitarre spielte und seinen Gesang mit unanständigen Stellungen begleitete, dieß amüsirte sie aber. Wir nannten es *die Türkische Komedie*.

Ein gewisser Mustapha, der nicht zu diesen Geißeln gehörte, lebte ganz vertraulich mit uns, und brachte oft die Nacht in unserm Lager zu. Da er lange zu Chotzin in Garnison gewesen, so verstand er das Polnische. Der General Potemkin, welcher seitdem eine so bedeutende Rolle spielte, drang in Mustapha, daß er mit seinem Korps die Ottomanische Armee verlassen mögte; er versprach ihm ein Etablissement in Kasan, wo-

selbst die Russischen Unterthanen die Muselmännsche Religion ausüben; allein welche Anerbietungen man ihm auch machte, er verwarf sie immer unter Verachtung.

Mustapha hatte einen 16 Jahr alten Bruder, der ihn oft begleitete und dem er sehr zugethan schien; als aber von seinem Harem die Rede war, sagte er, er würde keinen Augenblick Anstand nehmen, seinen Bruder zu tödten, wenn dieser sich herausnähme, nur Eine seiner Weiber anzuschauen.

Während ich in Kilia war, starb der Platz-Kommandant; ein Bataillon Grenadiere, deren Chef er lange Zeit war, bedauerte ihn sehr. Da sie befürchteten, die Türken mögten seinen Leichnam beschimpfen, den man doch nur in einer Stadt beerdigen könne, welche ihnen beim Frieden zurückgegeben werden würde, so baten sie mich, daß ich ihnen einen sichern Ort zu seiner Beerdigung anweisen mögte. Eine sehr erhabene Terrasse schien mir zu dieser Bestimmung geeignet. Die Grenadiere gruben da ein Loch, das ihnen aber noch nicht tief genug war; nachdem sie bis 24 Fuß tief gegraben hatten, fanden sie eine Lage von Kanonenkugeln. Man konnte sicherlich keinen passenderen Ort finden, die Ueberreste eines alten Kriegers zur Ruhe zu bestatten.

Sämmtliche Grenadiere des Bataillons begleiteten diesen Leichenzug und mehrere davon vergossen Thränen. Ein rechtlicher, tapferer Offizier, der die Mühseligkeiten und Gefahren der seinen Befehlen untergebenen Soldaten theilt, wird sich immer ihre Liebe erwerben. In Kilia habe ich mehrere Denkmähler aus den Zeiten der Genueser Herrschaft bemerkt.

Den 16. September wurde Bender mit Sturm genommen. Ich habe von den Details dieser Erorberung gesprochen, welche nächst der Besatzung Neu-Servien's auch die der Krimm sehr erleichterte und die Verbindung der Türken mit Polen unterbrach.

An 26. September nahm eine Abtheilung der Armee des Grafen Romanzoff die Stadt Ackermann. Vor diesem Platze verlor man den Kommandeur eines Jäger-Bataillons, Kinloch; er war ein Verwandter desselben Generals Keith,

welcher, nachdem er in Rußland gedient, bei Hochkirchen, wo er unter der Preußischen Armee focht, getödtet wurde. Kinloch gehörte zum Regimente Caveron, welches vom Grafen von Pombal so grausam behandelt worden war. Wegen seiner Verdienste wurde er allgemein bedauert. Man glaubte, er hätte den Tod in dem Gefechte, wo er umkam, gesucht.

Es ist natürlich, daß ein vom Unglück verfolgter Krieger in der Schlacht umzukommen sucht, und unter dieser Klasse finden gerade die, welche am unglücklichsten sind, die gesuchte Gelegenheit nicht.

Im Monat November fiel das Schloß von Brasiloff, wovon die Stadt im verwichenen Winter abbrannte, in die Gewalt der Russen; kurz vorher wurden diese noch, als sie dasselbe mit Sturm nehmen wollten, mit Verlust zurückgeschlagen.

Graf Romanzoff nahm seine Winterquartiere zu Jassy, der General Olitz in Buchareſt.

Der General-Major Weißmann wurde mit dem Kommando an der Donau beauftragt; man stellte unter seine Befehle die in Brasiloff, Kilia, Ismail und Ackermann gelassenen Truppen. Von der Donau bis nach Jassy beträgt der Weg 35 geographische Meilen.

Im Monat Oktober erhielt ich vom Könige von Dänemark Befehl, mich, nachdem ich diesen Feldzug beendigt, nach Kopenhagen zu begeben. Diese Ordre enthielt auch die Bemerkung, daß ich bald wieder zur Russischen Armee zurückkehren solle. Im Jahre 1771 langte ich in Kopenhagen an. Meine kriegerische Laufbahn war auf diese Weise unterbrochen, und ich sah mich in Hof-Intriguen hineingezogen, die im Jahre 1772 einen so traurigen Ausgang nahmen.

In den Feldzügen von 1769 bis 70, woselbst ich, wie man sah, gebraucht wurde, und besonders in der letztern Kampagne, entfernte man sich durchaus von den Regeln der Kriegeskunst.

Die Russische Armee drang sehr weit vor, ohne daß sie befestigte und zur Beschützung ihrer Magazine sich eignende Stützpunkte hatte. Die Lebensmittel wurden zu Wagen her

beigeschafft, denn der Dniester, der Dnieper und Pruth sind nicht schiffbar.

Es wäre dem Feinde leicht gewesen, an der linken Flanke der Russischen Verbindungs-Armee zu operiren, welche Bender belagerte; von dieser Festung aus konnte er sehr sicher im Rükken der Romanzoff'schen Armee, welche von Chotzin an die Donau heranrückte, agiren. Allein die Türken schienen den Entschluß gefaßt zu haben, ihre eignen Streitkräfte zu lähmen.

Stärker an leichten Truppen, und besonders an unregelmäßiger Reiterei, benahmen sie sich, als wäre ihre Armee aus Linien-Truppen, nach Preußischer Art abgerichtet, zusammengesetzt.

Man erinnert sich, daß sie bei der Kahuler Schlacht in ihrem Lager 180 Stück Kanonen zurückgelassen. Vielleicht hatten sie zweitausend Pferde oder Ochsen zur Fortschaffung dieser elenden Artillerie gebraucht, welche der Groß-Vezir nur darum hergebracht zu haben schien, damit sie den Russen zu Siegeszeichen dienen. Der Transport eines Haufens Steine von demselben Gewichte wäre ihnen minder schädlich gewesen.

Wozu nützt Artillerie in einer Armee, die keine regulaire Infanterie hat?

Wie konnte Herr von Choiseul, indem er die Türken zu diesem Kriege reizte, es vernachlässigen, ihnen geschickte Offiziere zu schicken, nicht um ihre Truppen zu befehligen, noch sie, wie man Anfangs wollte, nach Deutscher Art zu exerciren, sondern um die Methode anzugeben, sie gegen die Russen zu gebrauchen?

Die Herren von Bourcet's und Montalembert's Schlag konnten nach einigem Aufenthalte bei den Türken wohl eingesehen haben, daß dieses Volk keinen Krieg nach Deutscher Art führen müsse, und wenn die Türken nach ihren Kräften, das heißt auf die Weise der leichten Truppen und vorzüglich der unregelmäßigen Kavallerie agirt hätten, sie für die Russen eben das werden konnten, was die Parther den Römern gewesen waren. Die Französische Regierung hätte eine zu diesem Dienste geeignete Anzahl Offiziere vereinigen müssen, um damit die, welche

man bei den Türken verlieren konnte, wieder zu ersetzen; in einem Lande wie Frankreich, war es gar nicht schwer, dergleichen zu finden. Der Kriegsschauplatz schien für die Operationen irregulairer Reiterei und leichter Truppen günstig.

Die Flüsse, welche sich in den Pruth und den Dniester ergießen, sind fast alle im Sommer ausgetrocknet. Man findet zwischen diesen beiden Flüssen weder Graben, noch Waldungen, noch Hohlwege, noch von Mauern oder Hecken eingeschlossene Stellen, kurz nichts, was die Reiterei aufhalten könnte.

Der westliche Theil Europa's bietet keine so offene Gegend dar, als die Wallachei, Podolien, die Ukraine und Rußland, das außerdem an noch ausgedehntere Ebenen stößt, wie die freie und Chinäsische Tartarei u. s. w. Es ist daher gar nicht zu verwundern, daß diese Flächen plötzliche Veränderungen der Herrschaft erlitten, und das Loos der Völkerschaften daselbst schnell entschieden worden ist. —

In den ausgedehnten Ebenen, durch welche der Pruth, der Dniester und Dnieper fließen, muß eine aus irregulairer Kavallerie bestehende Armee weit furchtbarer seyn als ein großentheils aus Linien-Infanterie zusammengesetztes Heer, welches eingeschlossen werden und sich in wenigen Tagen dem äußersten Mangel Preis gegeben sehen kann.

Anblick und Angriff eines ungeregelten Reiterkorps sind sogar imposanter als die einer irregulairen Kavallerie-Truppe, welche zwei Mann hoch in Linie aufgestellt ist.

Es wäre demnach noch verwegener gewesen, für eine an Infanterie zahlreiche, hiugegen an Kavallerie schwache Armee, sich weit in diese Gegenden hineinzuwagen, wenn der Türke seine Kräfte gekannt und Nutzen davon zu ziehen gewußt hätte.

Romanzoff's Armee war 18 bis 20,000 Mann stark, dabei waren 14,000 Mann Fußvolk; diese Zahl verhielt sich zu der der Truppen des Groß-Vezirs wie 1 zu 6; allein das Verhältniß der Kavallerie der Russischen Armee zur Türkischen, ihr entgegengesetzten, war wie 1 zu 21. Diese Mehrzahl an Reiterei von Seiten der Türken machte die ganze Stärke der Letztern aus.

Diese mußte in mehrere Korps vertheilt werden, jedes 15 bis 20,000 Pferde stark, um die Russen von allen Seiten zu necken, ohne sich jedoch weder dem Feuer ihrer Infanterie noch dem ihrer Artillerie auszusetzen.

Eine Russische von Spanischen Reitern umgebene, und durch ein mörderisches Feuer vertheidigte Armee mußte wie eine bewegliche Zitadelle betrachtet werden, wohin man nicht mit Gewalt gelangen könne, welche man aber durch Hunger bezwingen müsse, indem man alles, was sich daraus entfernt zerstörte, ihre Verbindungen unterbräche, ihre Lebensmittel und Konvois aufhöbe und sie aus einer hinlänglich großen Entfernung blokirte, um außer dem Bereich ihres Feuers zu seyn. Wollte nun die Russische Armee eines dieser Korps angreifen, so würden die andern dieselbe nur näher eingeschlossen haben, indem sie ihre Flanken und ihren Rücken beunruhigt, so wie ihre Bewegungen behindert hätten, während das angegriffene Korps aus Vorsorge, nicht ins Gefecht verwickelt zu werden, sich zurückgezogen hätte. Ihre beständige Regel mußte darin bestehen, sich immer vor dem Feinde zurückzuziehen, stets wieder über ihn herzufallen, ihn zu ermüden und einzeln aufzureiben, indem sie allgemeine Gefechte vermied. Diese Art Krieg zu führen ist leicht in Gegenden, die nicht allein offen und eben, sondern auch reich an Fourage sind, um eine sehr zahlreiche Kavallerie hinlänglich unterhalten zu können.

Konzentrirte der Russische General seine Kavallerie, um eins der feindlichen Korps anzugreifen, so konnte dieses jene mit einer Mehrzahl von 4 oder 5 gegen 1 bekämpfen. Man bemerke nur noch, daß diese Türkischen Korps weder nöthig hatten, unmittelbar unter einander in Verbindung zu seyn, noch einen Kordon aufzustellen; um das Ganze ihrer Operationen zu unterhalten, genügte es, wenn sie sich während der Nacht einen Marsch vom Feinde entfernt hielten.

Wären da die Russen wohl dazu gekommen, sich Stützpunkte zu verschaffen?

Welche Vortheile hätten sie wohl in Gegenden daraus gezogen, die so sehr weit von einander entfernt sind?

Ich will wohl glauben, daß einige Russische Detaschements wenn sie die Wachsamkeit der Feinde täuschten, sich zwischen ihren Korps Luft gemacht haben würden.

Allein hätte wohl die 50 Stunden von ihren Grenzen entfernte Hauptmasse Fußvolk und Artillerie entrinnen können? Hätte der Groß-Vezir den Krieg nach den eben angedeuteten Grundsätzen geführt, so würde die Armee des Fürsten Gallitzin nicht ungestraft die Position, in welcher sie sich in den letzten Tagen des Juli am rechten Ufer des Dniester's befand, verlassen haben. Ein den Russen beigebrachter gehöriger Stoß würde wohl die Polnischen Konföderirten bewogen haben, ihr Haupt zu erheben, und wichtige Folgen in diesen Gegenden nach sich gezogen haben. Vorausgesetzt, daß die Türkische Armee die Winterquartiere nicht in Polen nahm, wäre es für sie hinreichend gewesen, wenn sie Chotzin behauptet hätte, um das nächste Jahr den Krieg in den Umgegenden dieses Platzes wieder zu beginnen.

Was würde das Kabinet von Petersburg gethan haben, wenn es den Verlust seiner Armee in der Wallachei erfahren?

Würde es wieder eine zweite Armee organisirt haben, die wie die erste stark an Fußvolk aber schwach an Reiterei war? Das Schicksal derselben wäre dann nicht zweifelhaft gewesen.

War die Türkische Regierung nicht im Stande, ihre Kräfte zu kennen und sich derselben zu bedienen, so mußte das Französische Gouvernement sie davon unterrichten. Ohne die Fehler des Schwedischen Gouvernements würde Rußland nie festen Fuß an den Gestaden des Baltischen Meeres gefaßt haben; und ohne den Fehler des Französischen würde Rußland in diesem Kriege nicht dahin gelangt seyn, das schwarze Meer zu beherrschen. Diese Begebenheiten haben Europa eine andere Gestalt gegeben.

Der Krieg von 1788 zwischen Schweden und Rußland.

Zu Anfange des Sommers von 1788 ließ der König von Schweden, Gustav III., seine Truppen in Russisch-Finnland einrücken, und eine Flotte in See gehen, um die Operationen seiner Land-Armee zu unterstützen. Nach der Schwedischen Konstitution darf der König ohne Einwilligung seiner auf dem Reichstage vereinigten Stände keinen Krieg unternehmen, es sei denn, daß ein unvorhergesehener Angriff abzuschlagen wäre. Um daher den Krieg gegen Rußland zu rechtfertigen, gab Gustav vor, daß die Kosaken das Schwedische Territorium insultirt hätten.

Dieser Bewegungsgrund hatte sogar nur ein scheinbares Ansehen, denn die Russen gebrauchten die Kosaken gar nicht in dieser Gegend, und hatten Schweden nicht die geringste Ursache zur Beschwerde gegeben. Da ihre Haupt-Streitkräfte aber zur Zeit gegen die Türken gerichtet waren, so glaubte der König von Schweden, sie unversehens fassen und so schnell nach Petersburg kommen zu können, daß er sie dadurch zwingen werde, ihm Bewilligungen zu gewähren, um diese Hauptstadt zu retten. Auch hoffte er auf diese Weise ohne Schwertstreich einen Theil der Provinzen wieder zu erlangen, welche seine Vorgänger verloren hatten. Sein Projekt hätte auch gelingen können, wenn er seinen Angriff bis zu der Zeit verschoben hätte, wo die Russische Flotte das Baltische Meer verlassen, um sich nach dem Archipel zu einer Diversion gegen die Ottomanische Pforte zu begeben. Man versichert, daß der Hof zu Petersburg diesen Angriff Gustav's so wenig erwartete, daß er kaum 7000 Invaliden zur Bewachung seiner Besitzungen in Finnland, und zur Vertheidigung der Approschen der Hauptstadt in Bereitschaft hatte.

Die Schwedische Flotte, statt sich nur erst zu gelegener Zeit zu zeigen, stieß schon Anfangs Juli in See, und den 17. be-

gegnete sie der Russischen Flotte, band mit ihr ein Gefecht an, dessen Erfolg zweifelhaft schien, das aber Gustav's Unternehmung zerschlug, da seine Armee zu Lande keine Fortschritte machen konnte, wenn seine Flotte nicht Herr zur See war. Denn in diesen von Bächen, Sümpfen und Meer-Armen durchschnittenen Gegenden ist man genöthigt, die zum Agiren auf dem festen Lande bestimmte Armee auf Ruderschiffen abgehen zu lassen; diese Schiffe zu einem Konvoi oder einer Flotille vereinigt, fahren längs der Küste von einem Vorgebirge zum andern, und man begreift wohl, daß solche nur in so fern vorrücken oder eine Landung bewirken können, wenn sie zugleich von einer Flotte beschützt werden, die der feindlichen überlegen ist.

Da die Schwedische Flotte keinen entschiedenen Vorzug hatte, so konnte ihre Flotille auch nicht mit Erfolg operiren; sie mußte in Erwartung günstiger Gelegenheiten sich bloß auf den Schikanenkrieg beschränken. Die in ihrem Marsche aufgehaltene Landmacht sah ein, daß der unternommene Krieg wider die Schwedische Konstitution sei, und konföderirte gegen den König; die Unzufriedenheit verbreitete sich bis in die Hauptstadt und die Provinzen, und Gustav's Lage wurde kritisch.

Inzwischen reklamirte der unversehens angegriffene Hof von Petersburg die Hilfsleistungen, welche Dänemark im Traktat von 1773 zu liefern sich anheischig gemacht hatte.

Die Dänische Regierung würde wahrscheinlich der Verlegenheit, in welche diese Reklamation sie versetzte, zuvor gekommen seyn, wenn sie bei dem ersten Anschein einer Feindseligkeit von Seiten Schwedens, ein Dutzend Linien-Schiffe ausgerüstet hätte. Gustav würde es dann nicht gewagt haben, sich in eine Unternehmung mit Rußland einzulassen, wenn er die Dänische Flotte in einem Zustande, wirksam zu agiren, gesehen hätte.

Wie dem auch sei, so erklärte der Kopenhagener Hof, daß er, um seinen Verbindlichkeiten nachzukommen, Truppen gegen Schweden marschiren lassen werde.

Diesem gemäß versammelte sich in Norwegen ein Korps

von 12,000 Mann, dessen Befehl dem Prinzen Karl von Hessen, Schwager des Königs von Dänemark, anvertraut wurde. Der Erbprinz schickte sich an, in dieser Armee den Feldzug als Freiwilliger mitzumachen, die bestimmt war, zu Lande in Schweden einzudringen, und Gothenburg zu belagern.

Um vor diesen Platz zu gelangen, mußten die Dänen durch den Meerarm von Quistromboe, welcher die Norwegische Küste von der Schwedischen trennt, und sodann 30 Meilen auf Schwedischem Gebiete vordringen.

Sie setzten sich den 22. September in Bewegung und machten ein Korps von 800 Schweden zu Gefangenen, die, anstatt sich bei Annäherung der erstern in die Dasländischen Gebirge zu werfen und deren Verbindungen zu beunruhigen, es versuchten, dieselben aufzuhalten. Der Schwedische General Hierta, welcher mit einer schwachen Abtheilung zu Wenersburg stand, hätte ebenfalls ein ähnliches Manövre machen sollen und that nichts; auf diese Weise langte die Dänische Armee den 7. Oktober vor Gothenburg an, und forderte es zur Uebergabe auf.

Allein der König von Schweden war daselbst seit dem 3. dieses Monats; die Besatzung hatte Verstärkung erhalten, welche sie, wie man sagte, auf 10 oder 7000 Mann brachte; der Platz konnte nicht gleich beunruhigt werden und wurde leicht zur See und von Schonen aus verproviantirt. Ein für die Dänische Armee bestimmtes Konvoi Schiffe, wurde, da es nicht beschützt war, weggenommen. Diesem Heer fehlte es an Mitteln zu einer Beschießung oder Erstürmung, in seinem Rücken hatte es die Schwedische Festung Marstrand und es zog seine Lebensmittel zu einem sehr hohen Preise aus dieser wenig fruchtbaren Gegend. Bekam man Gothenburg nicht im ersten Anlaufe, so mußte man zurückgehen; aber welch ein Rückzug! Durch einen felsigen und gebirgigen Strich Landes, und von Banden bewaffneter Bauern umgeben, welche die Zufuhren abschnitten und die Passagen streitig machten, während man zugleich von einer sich siegreich glaubenden Armee verfolgt würde; man berücksichtige nun noch die strenge Jahreszeit und die in diesen scharfen Regionen schon empfindliche Kälte.

Den 8. Oktober begab sich der Englische Minister Elliot in das Dänische Lager und machte dem Befehlshaber desselben mit leichter Mühe begreiflich, daß ihm wohl dasselbe Loos bevorstehe, welches die Amerikanischen Insurgenten dem General Bourgoyen zu Saratoga bereitet hatten; er bewies ihm, daß hier nur Unterhandlungen allein ihn retten könnten.

Elliot bewirkte beim Könige von Schweden einen dreitägigen Waffenstillstand.

Hätten die Dänen ihren Rückzug mit dem 9. Oktober, wie beschlossen war, angefangen, so konnten sie Odewald und sodann Stramstadt erreichen; dadurch würden sie sich ihren Stützpunkten genähert haben, und von ihrer Flotille geschützt, würden sie im Stande gewesen seyn, sich mit Kopenhagen und selbst mit Petersburg in Verbindung zu setzen. Allein dadurch, daß sie ihre Zeit in der Stellung vor Gothenburg verloren, blieb ihnen nichts anders übrig, als einen übereilten Frieden zu schließen, durch welchen sie einen Verbündeten verließen, dessen Schutz so wichtig war. Es schien, daß als Elliot diese Unterhandlung leitete, der König von Schweden die Vortheile seiner Lage nicht besser kannte, als der Chef der Dänischen Armee die Gefahren, in welche ihn seine Unvernunft versetzte. Der Englische Minister rettete wirklich die Dänische Armee, dieß wäre ihm indeß nicht gelungen, wenn Gustav die Unterhandlung geleitet hätte.

Vom 10. bis zum 12. Oktober wäre die Noth der Dänen sehr empfindlich, und vom 14. an auf dem höchsten Punkte gewesen; denn seit dem 8. waren sie bereits durch Banden Bauern, die von ihren Unter-Amtleuten geführt wurden, beunruhigt, und man versammelte schon in Karlstadt Truppen, die in Bereitschaft waren, über sie herzufallen. Es ist klar, daß der König von Schweden bei einiger Ausdauer diese ganze Armee nebst dem dabei befindlichen Thronerben von Dänemark gefangen genommen haben würde. Elend und Hunger hätten sie, auch ohne Schlacht, in seine Hände fallen lassen.

Die Dänische Armee kehrte nach Norwegen zurück, nachdem der Friede geschlossen war, und litt sehr auf ihrem Rückzuge, ob-

gleich sie nicht im mindesten von den Landeseinwohnern beunruhigt wurde; es fehlte ihr 36 Stunden lang an Brode. Bei ihrer Ankunft in Norwegen zu Anfange Novembers, war sie um 4000 Mann vermindert, von denen nur 50 oder 60 durch Feindes Hand gefallen waren.

Man braucht nicht viel Kenntnisse und Nachdenken dazu, um einzusehen, daß diese Expedition schlecht erdacht und geleitet wurde. Wäre Dänemark nicht von Fremden regiert worden, die keine Kenntniß von der Marine und den Streitkräften des Landes hatten, so würde man keine so unbesonnene Unternehmung begonnen, oder wenigstens nicht unterlassen haben, die Operationen des Heeres zu Lande durch die Flotte, welche man bei der Hand hatte, zu unterstützen; diese bei Frederichswoern befindliche Flotte bestand aus einem Schiffe von 74 Kanonen, zwei Schiffen von 64 Kanonen, drei Fregatten, zehn Galeeren und zwölf großen Barken.

Um den Traktaten mit Rußland nachzukommen, mußte man zur Verfügung dieser Macht eine angemessene Anzahl Kriegsschiffe stellen und 12,000 Mann längs der Schwedischen Grenzen vorrücken lassen, ohne daß man sie jedoch veranlaßte, sich in das feindliche Gebiet zu begeben. Der König würde sich dann genöthigt gesehen haben, einen Theil seiner Streitkräfte zur Beobachtung dieses Korps zu detaschiren. Auf diese Weise hätte man eine den Russen nützliche Diversion bewerkstelligt.

Daß man sich dem aussetzte, viel Menschen und Geld zu opfern, um sich Gothenburgs zu bemächtigen, war nicht sehr vernünftig; denn man konnte voraussehen, daß die Seemächte nicht zugeben werden, einen so wesentlichen Platz an den Debouscheen Schwedens in Dänemarks Gewahrsam zu lassen. Wollte man aber Gothenburg durchaus angreifen, so mußte dieß von der See her und nicht zu Lande geschehen; man mußte auf Ruder-Fahrzeugen die zur Expedition bestimmten Truppen nebst Zubehör einschiffen, das Konvoi durch einige Kriegsschiffe eskortiren lassen, und da landen, wo das Terrain solches begünstigte.

Da man aber den Weg zu Lande einschlug, wurden die

Transporte schwierig und außerordentlich kostspielig; zur See wären sie leicht, und die Kosten viermal geringer gewesen.

Zu Lande brauchte man wenigstens funfzehn Tage, um von den Norwegischen Grenzen nach Gothenburg zu kommen, zur See hingegen, konnte man selbst während der Nacht vorwärts kommen, die Ueberfahrt wäre in 7 oder 8 Tagen bewirkt worden, und man kam dadurch der Ankunft des Königs von Schweden zuvor. Das zu Unternehmungen der Art so nützliche, schwere Geschütz wird leicht zur See fortgebracht, aber in einem gebirgigen, durchschnittenen Lande voller Felsen stellen sich der Fortziehung desselben fast unübersteigliche Hindernisse entgegen.

Wenn der Zweck der Expedition endlich verfehlt, so war der Rückzug zur See leichter und weniger gefahrvoll.

Hätte man mich als ich im Monate Juni zu Kopenhagen anlangte, um meine Dienste anzubieten, auf eine angemessene Weise behandelt, statt mich abzuweisen und in die Nothwendigkeit zu setzen, mich zurückziehen; so würde ich wahrscheinlich Dänemark das Unglück dieses Feldzuges erspart haben.

Da ich immer die Meinung äußerte, Dänemark müsse sich hauptsächlich auf seine Marine verlassen, und seine Landtruppen dermaßen einüben, daß sie in Uebreinstimmung mit seinen Streitkräften zur See operirten; so würde ich gewiß alles aufgeboten haben, daß die Expedition gegen Gothenburg zur See und nicht zu Lande ausgeführt wurde. Es würden sich ohne Zweifel große Einwendungen gegen diese Meinung erhoben haben; ich habe indeß Grund zu vermuthen, daß mein Rath die Oberhand behalten hätte. Herr von Krüdener, Russischer Minister zu Kopenhagen, mußte in dieser Angelegenheit von entscheidendem Einflusse seyn; er bezeigte mir Vertrauen, und würde Zweifels=ohne meine Ansicht, wenn er sie nützlich fand, unterstützt haben; auch war er ganz fähig, die Vorzüge derselben einzusehen.

Der Versuch der Dänen auf Gothenburg hatte indessen nachtheilige Folgen für Rußland; dieses wollte den Krieg mit Schweden gern schnell beendigen, und war gleichwohl genöthigt, ihn bis 1790 fortzusetzen.

Es ist bereits bemerkt worden, daß die Unzufriedenheit der Schwedischen, gegen ihren König konföderirten Armee bis in die Hauptstadt und in die Provinzen sich verbreitet hatte. Die Agenten Rußlands wußten diese Unzufriedenheit so gut zu unterhalten, daß die Schweden im Begriff waren, ohne Theilnahme ihres Monarchen Frieden mit dem Petersburger Hofe zu schließen.

Gustav irrte in seinem Lande umher, und bemühte sich vergebens, die aufgeregte Stimmung zu besänftigen, als der Angriff der Dänen ihm zu Hilfe kam. Er benutzte diesen, um in den Herzen der Schweden den alten Haß gegen die Dänen wieder von neuem zu erwecken. Man erinnerte an die Tyranneien Christians des Zweiten, und machte diesen Krieg zu einem nationalen, gegen welchen das Volk sich Anfangs so laut ausgesprochen.

Sodann ließ Gustav die Vornehmsten unter den Unzufriedenen, die Häupter der Konfederirten der Armee und die Anhänger Rußlands einsperren. Demnach war das Geld, welches der Petersburger Hof verwendet hatte, um seine Parthei in Schweden zu vergrößern, verloren, und es blieb nichts übrig, als sich zu schlagen. Gustav's Operationen entsprachen seinen ersten glücklichen Erfolgen nicht. Seine Streitkräfte zur See waren allerdings denen des Feindes überlegen, allein falsche Kombinationen bewirkten, daß er diesen Vorzug einbüßte. Im Frühjahre 1789 segelte er ab, um die in der Rhede von Reval unvorsichtig ankernde feindliche Flotte zu überfallen; da er sich aber bei Rogerwik aufgehalten, um ein Kauffartheischiff wegzunehmen, so wurde dadurch die Russische Flotte in Alarm gebracht, diese hielt sich hierauf zusammen und in Bereitschaft, ihn zu empfangen. Er versuchte einen Angriff, wurde aber mit Verlust zweier Schiffe zurückgeschlagen.

In Folge dieses schlechten Versuchs führte er seine Flotte und Flottille in den Golf von Biorka-Sund. Das Vergnügen, den Lärm seines Geschützes bis in den kaiserlichen Palast von Petersburg hören zu lassen, konnte allein diesen Schritt veranlassen. Dieß Vergnügen kam ihm theuer zu stehen; einen

ganzen Monat in dem Golf blokirt zog er sich nur da heraus, indem er einen Verlust von 7 Linienschiffen, 3 Fregatten, 31 Fahrzeugen von geringerer Größe, 500 Kanonen und 5000 Mann erleiden mußte: dieß zusammen war mindestens der 3te Theil seiner Ausrüstung. Er floh mit dem Ueberreste in die Schwedische Bay von Swenka-Sund.

Im folgenden Jahre unternahmen es die Russen, ihn daselbst zu forciren. Man muß bedenken, daß in diesen an kleinen Inseln, Felsen, und Klippen zahlreichen Gegenden eine Flottille, nämlich eine Masse mit Infanterie und Artillerie versehener Schiffe, nur bei ruhigem Wetter manövriren kann; bei stürmischem Wetter muß sie ruhig auf dem Ankerplatze bleiben, sonst ist man der Gefahr ausgesetzt, sie zu verlieren. Man hatte das Kommando der Russischen Flotte dem Prinzen von Nassau anvertraut, einem Manne, der mit dem Talent zur Intrigue viel Kühnheit verband, der aber nicht die geringste Erfahrung im Kriege der Art hatte.

Er griff die Schweden in Swenka-Sund während stürmischen Wetters an; die Russische Flottille ging dabei zu Grunde, denn ein großer Theil wurde an den Felsen zerschmettert und vom Meere verschlungen, und 6000 Mann, 55 Schiffe und 500 Kanonen von den Schweden genommen. Dieser Kampf, der den 9. Juli 1790 statt fand, veränderte Gustav's Schicksal, und da die Französische Revolution ernstliche Bedenklichkeiten verursachte, und die sowohl von Rußland als auch von Schweden erfahrenen Unglücksfälle ungefähr sich ausglichen; so schlossen sie mit einander unter gleichen Bedingungen Frieden. Jede Macht blieb in den Gränzen, welche sie vor dem Ausbruche der Feindseligkeiten inne gehabt. Der Traktat wurde den 14. August 1790 unterzeichnet.

Denkschrift
über
den Militair-Etat des Königs von Dänemark.

Vorwort.

Ich hatte für Struensee eine Denkschrift aufgesetzt, aus welcher man eine Haupt-Anklage gegen mich machte, und welche ohne Zweifel sehr viel zu den Verfolgungen beitrug, deren Gegenstand ich war.

Warum soll ich also es bezweifeln, wenn es anders wahr ist, daß über den Grafen von Schmettau, der unter dem Ministerium des zweiten Grafen von Bernstorff arretirt wurde, deshalb eine kriminelle Untersuchung, während welcher er im Gefängnisse starb, verhängt worden, weil er den meinigen gleiche Grundsätze bekannt machte?

Wie dem auch sey, so habe ich während meiner Gefangenschaft in Munckholm mir das in Erinnerung zurückzurufen gesucht, was meine dem Struensee zugestellte Schrift wesentliches enthielt, und daraus folgende Denkschrift entworfen, und nachdem die mir früher auferlegten Bedingungen zurückgenommen waren, diese Schrift mit Zusätzen versehen.

Ich überreiche hiermit dieses Memoir, welches gewissermaßen zu meinem Prozesse gehört.

Mögen die Betrachtungen, die es enthält, dereinst meinem Vaterlande von Nutzen seyn.

Betrachtungen über den Militair-Etat des Königs von Dänemark.

Einleitung.

„Nicht das Glück beherrscht die Welt, sagt Montesquieu; man frage die Römer, welche einer ununterbrochenen Reihe des Wohlstandes theilhaftig wurden, so lange sie sich nach einem gewissen Plane regierten und eine ununterbrochene Folge von Widerwärtigkeiten erfuhren, als sie sich nach einem andern richteten.“

„Es giebt moralische und physische Ursachen, die in jeder Monarchie obwalten, sie erheben, erhalten, oder zu Grunde stürzen.“

„Alle Ereignisse sind diesen Ursachen unterworfen; und wenn der Zufall einer Schlacht, das heißt, eine besondere Ursache, einen Staat zu Grunde gerichtet, so gab es eine allgemeine Ursache, welcher gemäß dieser Staat durch eine einzige Schlacht seinen Untergang finden mußte. Mit einem Worte, der Hauptgang zieht alle besondere Zufälle nach sich.“

In der That gibt es in jedem Staat ein Prinzip des Lebens, der Gesundheit und der Stärke, die mit dem Karakter, den Bedürfnissen und den natürlichen Anlagen der Nation zusammenhängt, für welche dieser Staat existirt.

Kennet nun die Regierung diesen Karakter, diese Bedürfnisse und Anlagen der seinen Gesetzen unterworfenen Nation gehörig, und leitet sie dem gemäß, so gedeiht auch der Staat und wird stark: regiert sie das Gouvernement aber auf eine Weise, die ihrem Karakter, ihren Bedürfnissen und Anlagen entgegen, so muß der Staat nothwendig geschwächt werden; und wie groß auch die Autorität, womit die Regierung bekleidet ist, seyn mag, wäre diese Autorität auch unumschränkt, so wird doch die in ihren natürlichen Neigungen behinderte Nation in deren Händen nichts weiter, als ein ungelehriges, widerspensti-

ges Werkzeug seyn, mittelst dessen sie zu keinem dauernden Erfolge gelangen wird.

Ist es ausgemacht, wie es die Geschichte beweist, daß die Land-Truppen Dänemarks seit zwei Jahrhunderten fast immer von denen Schwedens geschlagen worden; so muß man auch einsehen, daß, unabhängig von dem Muthe beider Völker, in der Dänischen Regierung irgend etwas vorhanden sei, was den nationalen Anlageu entgegen, und daß dieser innerliche Fehler jene fortwährende Reihe von Widerwärtigkeiten, deren Gemälde so betrübend für jeden wahren Dänen ist, erzeugt habe.

Erstes Kapitel.

Ueber die Kriegs-Ausgaben.

Es ist ohne Zweifel wichtig, wenn Krieg ausbricht, nicht ohne Vertheidigung überrascht zu seyn, und daß man dann wohl versorgte Zeughäuser, Magazine und Festungen in guten Zustande, Kriegsschiffe, die in kurzer Zeit segelfertig seyn können, und eingeübte Truppen habe, die bereit sind ins Feld zu rücken.

Das alte Sprichwort: Si vis pacem, para bellum, hat nichts von seiner Richtigkeit verloren; allein die Maxime: Ne quid nimis, ist darum nicht minder wahr. Treibt man heut zu Tage die im tiefsten Frieden errichteten militairischen Etablissements nicht bis zum Uebermaß?

Wenn man mehr Arbeiter unterhält, als die Arbeit, wozu man sie bestimmt erheischt, so fehlt man gegen die ersten Regeln einer guten Oekonomie.

In diesen Irrthum scheint man am gewöhnlichsten in militairischer Hinsicht zu verfallen.

Da große Armeen einen merklichen Vorzug gegen minder beträchtliche voraus haben, so redet man sich ein, daß man, um der stärkste zu seyn wenn Krieg ansbricht, viel Soldaten wäh-

rend des Friedens halten müsse, und daß ein großes militairisches Etablissement das sicherste Mittel sei, seinen Nachbaren Achtung und Furcht einzuflößen.

Indeß scheint man zu vergessen, daß die Anzahl Soldaten, die in Friedenszeiten unterhalten werden kann, keinesweges mit der in Bezug stehe, welche man zur Zeit des Krieges gebrauchen kann.

In der That, der Soldat, der keine andere Beschäftigung hat als die, auf die Wache zu ziehen und auf dem Waffenplatze zu manövriren, kann seine Waffen, Kleidung und seine Person mit wenigen Kosten unterhalten; eine geringe Kost ist hinlänglich zur Erhaltung seiner Kräfte und Gesundheit. Wenn er aber lange und mühselige Märsche zu machen, übler Witterung zu trotzen hat, wenn er sein Nachtlager auf feuchter Erde nehmen muß, und gezwungen ist, sich oft dem Feuer des Feindes, den Angriffen seiner Kavallerie und allen Gefahren des Krieges auszusetzen: dann nutzen sich seine Kleider, seine Waffen und seine Ausrüstung weit schneller ab, ja er selbst leidet da bei weitem mehr, und sein Unterhalt muß dann viel kostspieliger werden, als zu Zeiten des Friedens.

Fügt man zu den Kosten, die in einem Feldzuge Unterhalt und Rekrutirung der Truppen erheischen, noch die hinzu, welche die Artillerie, Pferde, Fourage, Munition, Train u. s. w. erfordern, Gegenstände, die schnell schwinden und zusammenschmelzen, und die man unaufhörlich von neuem anschaffen muß; so wird man einsehen, daß eine Armee im Kriege etwas ganz anders als eine im Frieden unterhaltene Parade-Armee ist, und daß mancher Fürst, der in Friedenszeiten ein Heer von 40 oder 50,000 Mann besoldete, um damit Parade zu machen und sich ein wichtiges Ansehen zu geben, außer Stande seyn dürfte, 10,000 Mann ins Feld zu stellen und zehn Monat lang Krieg damit zu führen.

Inzwischen sind alle die Truppen, die ein Staat im Frieden mehr unterhält, als er im Kriege gebrauchen könnte, ein Gegenstand des Aufwands ohne vernünftigen Zweck, der nur zur bloßen Prahlerei dient.

Sonst bewaffnete man mit wenigen Kosten viele, die in wilder Unordnung dem Feinde entgegen gingen, um eine Invasion zurückzuweisen oder ein Gebiet zu verheeren. Während dieser Unternehmungen lebte der Krieger entweder von dem, was er mitgebracht, oder was er auf seinem Wege erbeutet hatte.

Nach einem Ausfluge von einigen Tagen ging ein jeder wieder nach Hause mit der Beute, welche er zusammen gebracht, oder den Wunden, die er erhalten.

Diese Ausflüge wurden so lange wiederholt, bis Friede wurde.

In diesen Kriegen kamen am meisten körperliche Stärke, persönliche Geschicklichkeit und Tapferkeit in Betracht. Das Volk, welches am wenigsten gebildet war und für welches Plünderung und ein vagabundes Leben den meisten Reiz hatte, konnte vor andern Völkern den Preis davon tragen.

Doch heute, wo die Civilisation und die Künste des Friedens so große Fortschritte gemacht, und sich immer mehr ausbilden, hat der Krieg aufgehört das Handwerk eines ganzen Volkes zu seyn. Er ist vielmehr eine sehr zusammengesetzte Kunst geworden, die ihre Regeln, Lehrsätze und Kunstgriffe hat. Die Erfindung des Pulvers und der Artillerie hat der Kriegeskunst Formen uud Verfahrungsarten gegeben, die den Alten unbekannt waren; die Wachsamkeit des Einzelnen ist da von geringem Einflusse, denn der Soldat ist fast darauf beschränkt, Kriegsmaschinen spielen zu lassen nud die ihm befohlnen Manövres maschinenmäßig auszuführen.

Geld und Finanzmittel haben jetzt den Werth, den die persönliche Tapferkeit verloren hat. Die Siege, welche diese Geldquellen dem Feinde lassen, sind gar nicht entscheidend; wer seinen Schatz erschöpft, um solche Siege zu erringen, muß am Ende sich Gesetze vorschreiben lassen, und armselige Helden sind nur noch für Romane tauglich.

Diejenigen, welche sich mit militairischen Anordnungen eines Staates beschäftigen, müssen demnach hauptsächlich ihre Aufmerksamkeit auf die Ausgaben, die der Krieg erheischt, richten.

Montecucülli sagt, um Krieg zu führen, braucht man Geld,

ferner Geld und endlich wieder Geld. Was zu seiner Zeit wahr gewesen, ist es heut zu Tage nicht minder; man kann sogar annehmen, daß jeder neue Krieg verhältnißmäßig kostspieliger als die vorherigen wird.

Ohne Beispiele erst weit herzuholen, führen wir nur an, wie theuer die durch die Bedrohuug Peter des III. veranlaßte Kriegesrüstung im Jahre 1762 Dänemark zu stehen kam. Man erwartete von einer aus Russen und Preußen kombinirten Armee angegriffen zu werden. Die Dänische Regierung stellte eine Armee ins Feld, die 25,000 Mann stark seyn mogte, deren Befehl man dem Grafen von Saint Germain anvertraute. Die Einkünfte des Königs betrugen ungefähr 6 Millionen Thaler (beinahe 36 Millionen französische Livres); aus Hamburg zog man 6 Millionen Livres, man vermehrte die Ausgabe der Bankzettel dermaßen, daß sie 25 Prozent gegen Silbergeld verloren, und machte endlich 42 Millionen Livres Schulden. Unterdessen schmolz die Armee durch Desertion auf weniger als 20,000 Mann zusammen; es fehlte ihr an leichten Truppen, Artillreie, Magazinen, Trains für Lebensmittel, und Hospitäler u. s. w. Man würde noch mehrere Millionen gebraucht haben, um ihre Equipirung zu vervollständigen: demungeachtet war sie keine 6 Monat auf dem Kriegesfuße, und hatte keinen Feind zu bekämpfen. Freilich ließ man auch zu gleicher Zeit beinahe 30 Linienschiffe in See gehen, obgleich Rußland deren nicht 7 dienstfähige hatte.

Dieß Beispiel zeigt, daß Dänemark damals keine Armee von 25,000 Mann effektiv ins Feld stellen konnte.

Dergleichen kostet den Staaten zweiten und dritten Ranges viel mehr, um Krieg zu führen, als den Mächten ersten Ranges. Die Ausgaben zur Verwaltung einer mittelmäßigen und wenig beträchtlichen Rüstung stehen denen einer großen wenig nach.

In diesem Fache besonders sind die Gegenstände, welche im Großen betrieben werden, verhältnißmäßig weit weniger kostspielig, als die, welche man auf einer viel geringern Stufe ins Werk setzt.

Einem mächtigen Staat bietet der Krieg mehr Wechselfälle des Siegs und Erfolges dar: er wird durch die ersten mißlungenen Versuche nicht gleich erschüttert, während der erste Schlag hinreicht, einen nicht ansehnlichen Staat niederzudrücken.

Kaiser Karl VII. war Souverain von Baiern, einem fruchtbaren Lande mit einer Bevölkerung von 2 Millionen Seelen, aus welchem er jährlich 24 Millionen Livres zog; Frankreich gab ihm große Subsidien und er bezog Kriegessteuern aus Böhmen. Dieser Fürst stellte eine Armee 30,000 Mann ins Feld, um Theil an einem Kriege gegen das Haus Oesterreich zu nehmen; allein die ersten erlittenen Stöße richteten ihn dermaßen zu Grunde, daß ihm kein Mittel übrig blieb; sie setzten sein Land der feindlichen Verheerung aus und belasteten den Staat mit einer Schuld von 80 Millionen Livres.

Der Churfürst von Sachsen und König von Polen, August II. hatte noch größere Unfälle; da dieser sich in ein Bündniß gegen den König von Preußen eingelassen, so wurde Sachsen der Hauptschauplatz des siebenjährigen Krieges. Seine Truppen waren schon seit dem ersten Feldzuge aufgerieben, und seine Provinzen in Folge übertriebener Erpressungen erschöpft, dadurch hatte er zu Ende des Krieges eine Schuldenlast von 200 Millionen Livres.

Die Mächte zweiten und dritten Ranges müssen besonders darauf sehen, ihre Finanzen in gutem Stande zu haben, um die Kosten unvermeidlicher Kriege bestreiten zu können. Sie müssen immer große Summen vorräthig haben, um im Stande zu seyn, drei oder vier Jahre lang, wenn Krieg ist, eine bewaffnete Macht, die das Feld behaupten kann, zu unterhalten.

Wie würde es wohl dem Könige von Preußen ergangen seyn, wenn es ihm nach seinen Unfällen im Jahre 1757 an Gelde gefehlt hätte? Würde er im Stande gewesen seyn, eine neue Armee zu schaffen, um bei Roßbach siegen, die Schlacht bei Lyssa gewinnen und Schlesien wieder erobern zu können?

Dieser Fürst erlitt harte Stöße, ungeheure Verluste an Kavallerie, Menschen und Kriegsgeräthe; aber seine Kassen waren gehörig gefüllt und er fand daher Rekruten, Pferde, Munition,

und ersetzte auf die Weise seine Verluste. In allen kritischen Verhältnissen unterstützte ihn bloß sein Geld.

Man halte gegen dieß Gemälde das der Schweden, welche man in demselben Kriege in Bewegung setzte. Ihre Vorfahren hatten mehr als einmal das Schicksal von Deutschland entschieden: ihre Armee während des siebenjährigen Krieges bestand aus rüstigen, beharrlichen und tapfern Soldaten, aus Offizieren, die unterrichtet, verständig, muthig und ruhmbegierig waren. Wie ging es dennoch zu, daß diese Armee damals eine so bedauernswerthe Rolle spielte? Woran fehlte es ihr? .... Antwort: an Subsistenzmitteln, Equipirung, Munition, Sold, kurz an allem, was die Haupttriebfeder des Krieges ist. Die Schwedische Regierung hatte nicht Geld genug, um das Heer in Stand zu setzen, daß es mit Nachdruck agiren könne und machte ohne Erfolg eine Schuld von 40 Millionen Livres.

Ein gut versorgter Schatz ist zur Unterhaltung eines Krieges noch nöthiger als gut abgerichtete Bataillons und Eskadrons; oder um mich besser auszudrücken, die Finanzen sind die Grundlage bei einer jeden militairischen Einrichtung. Auf das Gedeihen des finanziellen Theils müssen die Anstrengungen eines Staates vorzüglich gerichtet seyn, um die zu seiner Erhaltung nöthige Macht und Kraft zu erlangen.

Betrachtungen über die Finanzen und die hauptsächlich hierauf bezüglichen Gegenstande werden demnach bei Gelegenheit der militairischen Einrichtung Dänemarks nicht am unrechten Orte stehen.

Zweites Kapitel.

Von dem Ackerbau.

Zur Verbesserung seiner Finanzen kann ein Staat nur folgende zwei Hilfsmittel anwenden:

solche, die seine Einahme vermehren,

und diejenigen, die seine Ausgabe vermindern.

Die Einnahme eines Staates entspringt aus den Auflagen, die er von den Gewinnsten der Industrie, so wie von der Arbeit der Steuerbaren erhebt.

Damit der Staat also seine Einkünfte vermehre, muß er sich bestreben, die Arbeit und den produktiven Gewerbfleiß zu begünstigen.

Es würde überflüssig seyn, länger bei einer so augenscheinlichen Wahrheit zu verweilen.

Unter den produktiven Gewerbszweigen behauptet der Ackerbau den ersten Rang.

Dieser ist es, dessen Besitz der Nation, die ihn ausübt, am meisten gesichert bleibt; kein anderer gewährt wichtigere und nothwendigere Ergebnisse, keiner interessirt so viele Individuen.

Diese vorzüglichste Industrie, die von jeder andern unterstützt und selbst bedient werden sollte, schmachtet in Dänemark ganz.

Gleichwohl ist der Boden Holstein's, Schleswig's, Jütlands und der Dänischen Inseln im Allgemeinen fruchtbar und fast überall zur Bebauung geeignet. Woher kömmt es demnach, daß man daselbst noch so viele Haiden und unbebaute Strecken der Art findet, welche die Gefilde entehren? Woher die Vernachlässigung, die man in der Bewässerung der Wiesen zeigt? woher der Mangel an Sorgfalt, den Dünger gehörig zu bereiten? Warum gewähren da die Wohnungen einen so dürftigen Anblick? Warum endlich findet man in ihrer Nachbarschaft so wenig Küchen- und Obstgärten?

Die Antwort ist leicht; daher, weil der größte Theil der Landleute daselbst noch den Diensten der Frohnen, der Miliz, den Fuhren-Diensten für die Krone unterworfen sind; ferner weil das Wild und die Jäger deren Anbau ungestraft niedertreten.

Der Umfang der urbaren Ländereien wird in diesem Lande nach Tonnen trocknen Getreides berechnet, ein Maß, welches 210,280 Pariser Quadratfuß gleichkömmt.

Dänemark enthält ohne Norwegen 350,000 solcher Tonnen an bebauten Ländereien.

Im Jahre 1771 besaßen die Grundherrn 30,000 solcher

Abgaben-freien Ländereien; ungefähr 50,000 gehörten den vom Frohndienste befreiten Bauern, deren Land aber mit hohem Grundzins, die sie der Krone und der Geistlichkeit zu geben hatten, belastet war. Die übrigen, nämlich 270,000, gehörten den Frohn-Bauern, deren Ländereien zwar einem geringeren Grundzins als die vorerwähnte Klasse unterworfen waren, auf denen aber die ganze Schwere des Frohndienstes lastete. Der Lehnsherr genoß daselbst die Freiheit der Auflagen seiner Ländereien, die er sich eigenthümlich vorbehielt und mittelst Frohndienste bearbeiten ließ; diese Befreiung fand indeß nur in so fern statt, wenn wenigstens 200 Tonnen urbaren Landes für die Frohn-Bauern übrig blieben.

Allein der Grundherr vertheilte dieselben nach seinen Anordnungen; er eignete sich nach Gefallen die Ländereien seiner Frohnbauern, die ihm am fruchtbarsten schienen, wieder zu, und gab ihnen als Tausch geringere dafür; forderte so viel Frohndienste von denselben, als ihm beliebte; konnte, wen er wollte, aus einer guten Wohnung vertreiben und ihm eine schlechtere dafür geben: verfügte endlich auch über den Nachlaß der Verstorbenen, und behielt deren Effekten für sich.

Wie ging es zu, daß der Dänische Ackerbauer in diesen niedrigen Zustand gesunken? Mir ist dieß unbekannt. So viel aber ist ausgemacht, daß vor Waldemar II. die aus kleinen Erbtheilen bestehenden Ländereien Dänemarks von freien Menschen bearbeitet wurden. Die Dienstbarkeit fing demnach erst unter der Regierung dieses Fürsten an.

Friedrich IV. versuchte mittelst Ordonnanz vom 1. Februar 1707 die Bauern in einigen Theilen seiner Staaten zu befreien. Dieser Versuch hatte wenig Erfolg, und unter Christian VI. erließ man förmliche Reglements wegen der Miliz, offenbar in der Absicht, die Last des Frohndienstes zu erschweren.

Norwegen's kaltes Klima und die Härte seines Bodens waren vielleicht Ursachen, daß es von der Dienstbarkeit befreit blieb.

Unter den Bauern dieses Landes sind einige Eigenthümer der Ländereien, die sie bearbeiten, andere aber nur deren Päch-

ter. Ihre Pachtung ist lebenslänglich und den Pachtzins tragen sie durch Arbeiten ab, die sie für den Eigenthümer verrichten.

Die Einberufung der Miliz oder der zum Seedienste bestimmten Klassen, die Abgaben und die Fuhrendienste für die Krone sind die einzigen Lasten, welche auf dem Norwegischen Landmann ruhen; doch erfahren auch die Ländereien eine gewisse Freiheit, deren sie genießen, denn sie werden verhältnißmäßig besser bebaut als die in Dänemark.

Durch die in Dänemark eingetretenen Auswanderungen der Bauern, welche ihre Felder in Stich ließen, um anderswo einen erträglichern Unterhalt zu suchen, fingen mehrere Grundherren an einzusehen, daß freie Pächter ihnen mehr Nutzen gewähren, als Frohn-Bauern.

Die Freimachung der Letztern mußte nicht bloß als ein Akt der Billigkeit und Humanität, sondern auch als eine von dem Interesse des Staates und dem der Grundherren selbst in Anspruch genommene Maßregel betrachtet werden. Die Schwierigkeiten einer Stufen-weisen und successiven Befreiung, wie sie eigentlich bewerkstelligt werden sollte, mögte wohl aus dem Widerwillen, welchen die Bauern gegen Neuerungen hegen, herzuleiten seyn. Sie haben es auf eigene Unkosten gelernt, denselben nicht zu trauen.

Diese Befreiung würde ohne Zweifel ein großer Schritt zu Verbesserung seyn; man muß indeß nicht glauben, daß sie allein den Ackerbau in Dänemark aus der niedrigen Stufe, in welche er seit so langer Zeit gesunken, zu heben vermöge.

Um ihn zu beleben, muß man so viel als möglich die Lasten der Klassen-Milizen und die, welche auf dem Landmanne ruhen, erleichtern, und diesem auch das Recht geben, das Wild zu vertilgen, welches seine Felder verheert.

Er muß von den Fuhrendiensten befreit werden, die er genöthigt ist der Krone zu leisten.

Man rathe zu der Einrichtung von Umzäunungen, die des sorgfältigen Landmanns Felder vor fehlerhaften Schlendrianen und den Nachlässigkeiten der Nachbaren bewahren.

Auch muß man die Pachtungen auf lange Zeit

begünstigen, um dem Pächter Zeit zu lassen, die Früchte seiner bewirkten Verbesserungen zu erndten, und die darauf verwandten Gelder wieder herauszubringen.

Uebrigens würde es dem Landmann nicht sonderlich nützen, wenn er reichliche Ernten zöge, diese würden ihm nur eine kostbare Verlegenheit verursachen, wenn er keinen Ausweg fände, die Erträgnisse, welche seine Arbeit belohnen sollen, zu realisiren. Man behindere die Märkte also nicht, die er in seinem Bereiche haben mögte; vielmehr entferne man davon alle Schwierigkeiten, erleichtere und sichere ihm den Zutritt dazu, und unterstütze seine Anstrengungen, damit er deren immer neuere und vortheilhaftere ermittele. Man vergesse nicht, daß alle, die Erzeugnisse des Bodens betreffenden Prohibitiv-Gesetze außerordentliche Maßregeln seien, welche die Nothwendigkeit allein entschuldigen kann.

Wenn man also, um die Manufaktnren aufzumuntern, den Preis der Ackerbauerzeugnisse herabsetzt, oder die zur Nuzzung des Bodens unentbehrlichen Gegenstände auf einem sehr hohen Preis hält, dann macht man die Hauptsache von Nebendingen abhängig, dann strebt man dahin, die Haupt-Industrie, das Fondement der Macht und die Wohlfahrt des Staates herabzusetzen und zu zerstören; um untergeordnete Industrien zu begünstigen, die man nicht sicher ist zu behalten und vielleicht troz allen Anstrengungen morgen schon verliert.

Am besten thut man, wenn man den Ackerbau von allen öffentlichen Lasten befreit läßt. In der That, wenn man die Arbeiten und die Betriebsamkeit des Landmanns mit Steuern belegt, erschwert und lähmt man da nicht die produktiven Fähigkeiten des Bodens, und hindert man da nicht die Reichthümer der Ländereien in ihrer Entstehung?

Uebertriebene Auflagen bewirken das nämliche bei dem Ackerbau, wie Hagel, welcher die Früchte zerschlägt, Viehseuchen, welche die Ställe entvölkern und Feuersbrünste, welche die Scheuern verzehren: die Geißel der Auflagen ist sogar noch böser als jene vorübergehenden Plagen, die doch wenigstens die Hoffnung nicht rauben. Man richte also die Besteuerung des Ackerbau-

standes so leicht ein, als die Umstände es nur immer erlauben. Man setze sie ein für allemal fest; ein Uebel, das nicht abzuändern ist, scheint durch Gewohnheit erträglicher zu werden.

Die Besteuerung darf sich nicht auf die bewirkten Verbesserungen erstrecken, oder sie erst dann treffen, wenn sie fest begründet, und die, so sie bewirkt, gehörige Zeit gehabt haben, ihre darauf verwendeten Kosten wieder heraus zuziehen und den Nutzen davon zu tragen, wodurch sie in ihren Anstrengungen aufgemuntert werden.

Wird wohl der Landmann sich bestreben, seine Heerden, Gebäude und andern Gegenstände zur Benutzung seines Gutes zu vermehren und zu verbessern, wenn diese Vervollkommnungen ihm nur noch schwerere Lasten zuziehen, und wenn er sieht, daß der Fiskus seine Unternehmungen mit dem Auge verfolgt, und sich anschickt, ihm deren Früchte zu entreißen?

Nach diesen Grundsätzen muß die Abgabe des Zehnten als eine der beschwerlichsten Lasten betrachtet werden, da sie unmittelbar die landwirthschaftlichen Verbesserungen trifft. Kann die Regierung dieses Ergebnisses des Zehnten durchaus nicht entbehren, so muß man statt dessen eine andere equivalente Auflage einführen, die jedoch die Verbesserungen nicht behindern darf. Die Erfordernisse des Ackerbaues beschränken sich auf drei Punkte, — Freiheit, Schutz und Schonung. Eine Administration, die den Landleuten Freiheit und Sicherheit für ihre Personen, Ländereien, Industrie und Mittel zum Anbau, so wie Begünstigung ihrer Märkte gewährt; die jeden Zwang in ihren Arbeiten aus dem Wege räumt; ihnen einen wirksamen Schutz sichert, aber wenig von ihnen verlangt; eine solche Verwaltung erfüllt wahrhaft ihren Beruf in Rücksicht auf jene.

Ohne Zweifel gibt es Vervollkommnungen im Ackerbauwesen, welche Fremde mit Erfolg einführen, und die eine wohlthätige Administration auch in ihrem Lande einzuführen wünschen mag, allein sie muß sich nur hüten, zu dem Behufe Zwangsmittel zu gebrauchen.

Keine dieser so sehr angepriesenen Methoden, keine der von den Ausländern vervollkommneten Verfahrungsweisen wiegen

die Freiheit auf. Man beenge die Industrie des Landmanns, selbst unter dem Vorwande, ihm Gutes zu erzeigen, nicht; was sein Verhalten betrifft, so überlasse man dieß seinem Interesse, das ihn weit besser leiten wird als alle Gesetze und Doktrinen.

Man lasse ihn wirken, beschränke sich darauf, seine Anstrengungen zu schützen, und man wird Gedeihen bei ihm bemerken. Scheint irgend eine Neuerung wichtig, so kann man ja einen Versuch damit in den Ländereien der Krone anstellen; das Beispiel allein wird hinreichen, dem, was sich als nützlich bewährt, Eingang zu verschaffen.

Diese Maximen der Freiheit sind nicht bloß anwendbar auf die Industrie in landwirthschaftlicher Hinsicht, sondern mit einigen Einschränkungen auch auf die kaufmännische Betriebsamkeit und auf die des Manufaktur-Wesens.

Drittes Kapitel.

Von den Manufakturen.

In Bezug auf die Manufakturen sollte man denen den Vorzug geben, die den Ackerbau betreffen, den Forderungen dieser Industrie erster Klasse entsprechen, den Erzeugnissen des Bodens mehr Werth geben, für die unentbehrlichsten Bedürfnisse sorgen, und dem Klima oder andern natürlichen und lokalen Verhältnissen des Landes angemessen sind.

Statt also in Dänemark eine königliche Porzellan-Fabrik zu errichten, hätte man eher die Etablissements gewöhnlicher Töpfer-Waaren begünstigen, und die für die Seiden-Fabriken verschwendeten Summen zur Vervollkommnung der Strumpfwirkereien Jütlands und der Wollen-Manufakturen des Landes verwenden sollen.

Die Industrie in Bezug auf das Manufaktur-Wesen, muß ihre Anstrengungen auf das, was den Bedürfnissen des Lebens betrifft, richten, und sie würde auch ohne Zweifel diese

Richtung nehmen, wenn die Regierung sich darauf beschränkte, dieselbe zu schützen, und gar nichts oder nur sehr wenig von ihr verlangte.

In einem Staate wie Dänemark haben große Unternehmungen im Manufakturwesen den Uebelstand, daß dadurch das National-Interesse großentheils der Kaprice und Unbedachtsamkeit einer kleinen Anzahl Unternehmer Preis gegeben wird. Weit entfernt also, daselbst die Errichtung großer Fabriken auf Unkosten einer Menge kleiner Werkstätten begünstigen zu dürfen, muß man vielmehr diese unterstützen, damit sie nicht von irgend einem mächtigen Unternehmer erdrückt werden.

Viertes Kapitel.

Vom Handel.

Das in dieser Rücksicht zu beobachtende Verhalten scheint schon durch das angedeutet, was bei Gelegenheit der übrigen Zweige der produktiven Industrie gesagt worden ist.

Was der Handel von jeder Regierung in Anspruch nimmt, besteht darin, daß er nicht behindert, sondern geschützt werde, daß man guten Glauben darin unterhalte und demselben seinen Gang lasse.

Will man ihn jedoch aufmuntern, so muß dieß vorzugsweise dem innern Handel zu Theil werden, dem welcher geradezu die Landeserzeugnisse interessirt und ihnen einen nützlichen Verbrauch verschafft. Man dehne die Begünstigungen nicht über den Handel hinaus, welcher mit den Nachbaren, mit den unter des Landes unmittelbarem Einfluß stehenden Gegenden, oder mit denen besteht, die den Landeserzeugnissen einen vortheilhaften Ausweg darbieten.

Kein Theil der Vorschüsse, welche diesen Handel, den man den häuslicheu nennen kann, beleben, werde ihm entzogen, um zur Aufmunterung weit ausgedehnter Unternehmungen und ge-

wagter Spekulationen verwendet zu werden. Es ist hinreichend, wenn man denen, welche sich damit befassen, nichts in den Weg legt, und man braucht sie daher nicht weiter auf Kosten der innern Oekonomie zu unterstützen und zu beschützen.

Gleich großen Europäischen Seemächten besitzt Dänemark in Ost-Indien Etablissements und läßt dessen Handel durch eine privilegirte Gesellschaft betreiben. Diese Unternehmung, womit sich die Regierung sehr beschäftigt hat, kostete ihr viele direkte und zu Beschützungskosten erforderliche Vorschüsse.

Die Grundlage der Englisch-Ostindischen Kompagnie besteht in dem Einkommen eines großen Reichs in Indien. Die Holländisch-Ostindische Kompagnie besitzt die Molukkischen Inseln. Und dennoch hielt man das Vermögen dieser beiden Kompagnien nicht für sehr solide.

Was ist aber von dem Handel der Dänisch-Asiatischen Kompagnie zu hoffen, einem Handel, dessen Märkte so sehr entfernt, dessen Rückladungen durch die stürmischsten Meere so langsam in einem der entferntesten Winkel des Nordens ankommen und deren verzögerte Verkäufe so vielen Wechselfällen ausgesetzt sind?

War dieser Handel wohl das werth, was zu dessen Gründung, Unterhaltung und Schutz verwendet worden ist?

Wie viel würde der Ackerbau und die innere Industrie Dänemarks gewonnen haben, wenn man diesen Zweigen die Vorschüsse hätte zufließen lassen, welche der Handel mit Indien verschlang!

Ist es anders wahr, wie man vermuthet, daß alle oder doch fast alle Aktien der Kopenhagener Asiatischen Kompagnie heute Fremden gehören, wozu sollte sich Dänemark erschöpfen, um dieselbe zu unterstützen? Uebrigens, da drei Viertel der Norwegischen Produkte mittelst ausländischer Fahrzeuge ausgeführt werden, wozu braucht man so viel Aufmerksamkeit auf den Ostindischen Handel zu verwenden? Mit dem innern Handel muß man sich beschäftigen, dieser ist am sichersten, am leichtesten zu beschützen und trägt am meisten zur Wohlfahrt des Landes bei.

Nächst diesem verdient der auswärtige Konsumtions-Handel, der den National-Erzeugnissen Werth gibt, am meisten begünstigt zu werden, besonders wenn er mit den nächsten Nachbaren statt findet. Dieser Handel steht in genauer Verbindung mit den Fortschritten des Landes-Ackerbaues und erzielt dessen Zunahme.

Erst dann, wenn die innere Industrie und der Konsumtions-Handel die zu ihrem Wohlstand erforderlichen Kapitalien erlangt hat, dann erst wird es Zeit seyn, den Ueberschuß des National Vermögens zu gewagten Spekulationen herzugeben.

Man wird einwenden, daß die Holländer ihre Reichthümer hauptsächlich aus diesen Handels-Spekulationen ziehen.

Aber die Holländer befinden sich in ganz besondern Umständen: ihre innere Industrie und ihr Konsumtions-Handel mit einheimischen Produkten verschlingt nur einen kleinen Theil ihrer Kapitalien; es bleibt ihnen also noch ein großer Ueberschuß, wovon sie ohne Hinderniß einen Theil in Spekulationen anlegen können.

Die Gewinnste, die dieser Handel abwirft, vermehren unmittelbar nur die Einsätze ins Spiel, während jene des innern und des National-Produkten-Handels geradezu den Reichthum des Landes und seine produktive Kraft vergrößern.

Entzieht man die, zur innern Industrie gebrauchten Fonds derselben, um solche zum Spekulations-Handel zu verwenden, so setzt man eine solide Anlage den Wechselfällen des Zufalls aus, kompromittirt das Landesvermögen bei diesem Glücksspiel, und bewirkt, daß die Fortschritte des Ackerbaues und der Landeswohlfahrt eine entgegengesetzte, rückgängige Richtung nehmen.

Ein solcher Handel frommt dem Lande nur, wenn diejenigen, welche sich dadurch bereichert, ihre Kapitalien davon herausziehen, um sie dem Ackerbau oder irgend einer andern innern Industrie zuzuwenden.

Also wenn erst der Frohndienst in Dänemark abgeschafft seyn und der Landmann nicht mehr zu befürchten haben wird, daß man ihm sein Gespann zum Fuhrendienste der Krone wegnehme: dann wird man sehen, daß die Kaufleute aus Ham-

burg und Lübeck ohne Zweifel gern Ländereien ankaufen und ihre Kapitalien zur Vermehrung des Ackerbaues anlegen werden. So lange aber der Boden von Frohnen-Bauern bearbeitet wird, hat man nicht Ursache zu wünschen, daß Kaufleute daselbst Herrschaften erwerben; sie würden dahin nur einen noch habgierigern und anspruchsvollern Geist als der der alten Adeligen mitbringen. Dänemarks Handel würde ohne Zweifel geeignet seyn, eine den National-Interessen günstige Richtung zu nehmen, wenn man ihm seine vollkommene Freiheit ließe.

Fünftes Kapitel.

Von der Fischerei.

Unter den Gewerbszweigen, welche mit der Schiffahrt und dem Handel in Beziehung stehen, behauptet die Fischerei mit den ersten Rang.

Die Fischerei dient als Schule, um gute Seeleute zu bilden; sie ist nicht bloß ein wichtiges Hilfsmittel für Dänemark, um seine Reichthümer zu vermehren, sondern muß auch als ein Gegenstand des unentbehrlichsten Bedürfnisses betrachtet werden; denn sie verschafft Unterhalt den Einwohnern Islands, der Insel Ferro, Finmarks, Nordlands und eines großen Theils von Norwegen. Island zählt auf einem Gebiete von 1400 deutschen Meilen höchstens 50,000 Einwohner; ihren Unterhalt verdanken sie fast einzig und allein der Fischerei, und bringen dem Könige jährlich 36,000 Livres ein.

Island, Finmark und die Insel Ferro haben nicht einmal eine Stadt.

Eine in Kopenhagen errichtete Kompagnie hatte das alleinige Vorrecht, deren Produkte zu kaufen und den Einwohnern die zu ihrer Unterhaltung erst von auswärts bezogenen Gegenstände zu verkaufen. Dieses Monopols bemächtigte sich die Regierung und betreibt es direkte für ihre Rechnung.

Bergen und einige andere Plätze in Norwegen üben ein ähnliches Monopol im Nordlande aus.

Die Fischerei hat zu besonderen Etablissements Veranlassung gegeben.

So findet man 14 Meilen von Drontheim die Stadt Christiansund, die auf drei im Meere befindlichen Felsen gebaut ist. Sie hat einen guten Hafen; das Meer vertritt bei ihr die Stelle eines öffentlichen Platzes und der Straßen; der Fischfang, den sie in der Nachbarschaft treibt, ist fast ihre einzige Ressource.

Eben so findet man zwei Meilen von Christiansund einen nackten Felsen mitten im Meere, Namens Grippe, auf welchem 30 Familien von der Fischerei leben.

So manche andere Felsen dieser Küste würden einen ähnlichen Anblick gewähren, wäre die Fischerei in einem blühenden Zustande.

Dieser Industrie-Zweig wäre großer Entwickelungen in den Dänischen Staaten fähig. Es genügt, wenn man bemerkt, daß Bilbao jährlich aus Nordamerika so viel Fische erhält als ganz Norwegen ausführt.

Um die Fischerei aufzumuntern, müßte man denen, welche sie betreiben, die Erlaubniß ertheilen, auf jedem Markte, der ihnen beliebte, kaufen und verkaufen zu können und ihnen bloß zur Pflicht machen, zu ihrer Bekleidung sich Dänischer Produkte zu bedienen.

Auch müßte man sich damit beschäftigen, einige Städte an den Küsten, die keine haben, zu gründen, wodurch deren abgesondert lebende Bewohner in ihrer Nähe Niederlagen und Märkte finden würden, um sich mit den gewöhnlichen dringenden Bedürfnissen zu versehen.

Endlich müßte man noch Aufmunterungen denen bewilligen, welche Fischerei-Kompagnien errichteten und dazu sich der Schiffe mit Verdecken bedienten, damit dieser Gewerbszweig auf eine regelmäßige und allgemein befolgte Weise betrieben werde. Denn bis jetzt ist er manchen Norwegischen Bauern schädlich, welche von dem Reize zum Branntwein angelockt bei

günstiger Jahreszeit ihre Felder verlassen, um Fischer zu werden. Hier ergeben sie sich der größten Trunkenheit, wenn der Fischfang gut ausfällt und sterben vor Hunger, wenn er unglücklich ist. In letzterm Fall findet man nicht selten am Ufer Todte, die noch Seegras im Munde haben.

In dem Zustande, worin dieser Industrie-Zweig jetzt beschränkt ist, muß die Dänische Regierung nicht allein keine unmittelbare Einnahme daraus machen wollen, sondern vielmehr Vorschüsse zu dem Behufe machen; daraus würde für den Staat gewiß eine Quelle des Wohlstandes erwachsen.

Sechstes Kapitel.

Von der Erziehung.

Es gibt einen Punkt, über welchen jede civilisirte Nation einig zu seyn scheint: daß nämlich die Erziehung der Jugend die wirksamsten Mittel darbiete, um in einem Lande die dem Staate nützlichen Industrien und die Keime der öffentlichen Wohlfahrt zu entwickeln; man ist indeß über die bei der Erziehung zu befolgende Methode noch nicht gleich einig.

Vielleicht legt man zu viel Gewicht auf die Erlernung der hohen Wissenschaften und schönen Künste, wie man sie nennt.

Wenn man es in großen Staaten so einrichtet, daß man da sich in den hohen Wissenschaften und schönen Künsten unterrichten kann, so ist dieß ohne Zweifel ein sehr löbliches Verfahren, wenn nämlich zugleich auch für die gewöhnliche Bildung gesorgt wird.

Bildet man die Jugend aus allen Ständen zur Ordnung, zum Fleiße, zur Arbeit; flößt man ihr Achtung ein für die rechtmäßige Autorität und für die Religion; macht man ihr die Erfüllung ihrer Pflichten nicht allein zur Gewohnheit, sondern geht dabei so zu Werke, daß sie Geschmack daran findet und sie ihr gewissermaßen zum Bedürfnisse wird; lehrt man sie sorgfältig spre-

chen, lesen, schreiben, rechnen, ein zur Beförderung der Intelligenz so nöthiger Unterricht; läßt man nicht zu, daß der Schüler über den von ihm einzuschlagenden Weg in Ungewißheit bleibe, sondern veranlaßte ihn vielmehr, daß er sich frühzeitig zu einem anerkannt nützlichen Stande vorbereite: so ist das der Inbegriff der gewöhnlichen Erziehung, die die Schüler darüber belehrt, was sie jeden Tag ihres Lebens, in welche Verhältnisse sie auch versetzt würden, zu thun haben.

Ohne also das mindeste von dem abzubrechen, was zum Erfolge der Erziehung nöthig ist, die zur Erlernung einer dem Schüler fremden Wissenschaft oder Kunst aufmuntert, muß jeder Unterricht der gewöhnlichen Erziehung untergeordnet und dahin gerichtet seyn, diese sicherer, leichter und vollkommener zu machen.

Man muß sich daher vor allem mit den Primair-Schulen befassen; das, was man für die allgemeine Bildung thut, muß mit dem gewöhnlichen Unterricht in Bezug stehen.

Mit großen Kosten Akademien der Wissenschaften, Bildhauer-, Architektur- und Musikschulen gründen oder unterhalten, während es an Primair-Schulen fehlt, das heißt das Elend mit glänzendem Flitter behängen.

Man mag noch so viel aufgeklärte Männer predigen und Unterrichtsbücher unter ein Volk vertheilen lassen, das sie in Ermangelung der gewöhnlichen Erziehung nicht versteht; immer wird die angewandte Mühe vergebens und gleichsam Gold in Mist vergraben seyn.

Es würde schon viel von Seiten der Regierung gethan seyn, wenn diese, so viel ihre Kräfte es erlaubten, alle Gegenstände, welche der Erziehung Nachtheil brächten, beseitigte und es sorgfältig vermiede, ihr durch deren eigenes Betragen zu schaden.

Die Regierung entmuthigt die Bildung, wenn sie ihr Vertrauen Fremden eher als Einheimischen schenkt. Sie würde sie aber im Gegentheil aufmuntern, wenn sie die wichtigsten Stellen denen vorbehielte, welche auf den Landes-Schulen studirt haben, und man würde auf diese Weise eher im Stande seyn,

sich durch Proben von der Fähigkeit und dem Karakter der Eleven zu überzeugen.

Die Regierung, welche sich in ihrer Verwaltung der Sprache des Ausländers vorzugsweise vor der Nationalsprache bedient, erzielt dadurch, ohne es zu wissen, unter dem Volke Gemeingeist und Vaterlandsliebe zu ersticken.

Das Gouvernement, welches unnütze Aemter vermehrt und viele Müßiggänger besoldet, gleichviel ob vom Civil- oder Militair-Stande, gibt den Bürgern das schädliche Beispiel, daß Leute Besoldungen beziehen, ohne solche durch eine dem Publikum, das sie bezahlt, geleistete nützliche Arbeit verdient zu haben.

Die zahlreichen Müßiggänger, auf diese Weise besoldet, geben den arbeitsamen Menschen nicht nur in so fern ein schädliches Beispiel, daß sie diese von ihren Arbeiten abziehen und in deren Familien Verdorbenheit und Unordnung bringen; sondern sie machen sie auch mit den Lastern bekannt, welche zur Zerstreuung und zum Hilfsmittel dienen, der Langeweile zu entgehen. Die Regierung, welche allen Klassen die Mittel an die Hand gäbe, sprechen, lesen, schreiben, rechnen und die Kenntnisse in Bezug auf die gewöhnliche Erziehung zu lernen; die mit diesen Erleichterungen auch den Einfluß verbände, den das Beispiel der Vorgesetzten und das Betragen der öffentlichen Behörde immer auf die Moral der Einzelnen hat; die eine unpartheiische und schnelle Gerichtspflege handhaben ließe; die sorgfältig auf Erhaltung der guten Ordnung wachte; die nur die nöthigen Agenten gebrauchte, ihnen ein hinlängliches Auskommen anwiese, von ihnen aber auch treue und vollkommene Verwaltung ihres Amtes forderte: eine solche Regierung würde ihr Geschäft, in so fern es den wesentlichen Theil der öffentlichen Erziehung betrifft, erfüllt haben; die Theilnahme und Energie ihrer Untergebenen würde das Uebrige thun.

Das Beispiel der Regierung, der sie beseelende Geist der Ordnung, Oekonomie und Wachsamkeit, der Eifer für das öffentliche Wohl, den sie bei jeder Gelegenheit zeigte, das ist der wichtigste Unterricht, die dem unter ihren Gesetzen stehenden Volke gegeben werden kann.

Daher verdankt auch der von Natur so kalte und langsame Holländer großentheils dem Einflusse seiner Regierung, seine Gewohnheiten zur Ordnung, seine Wirthschaftlichkeit, Beharrlichkeit und den religösen Karakter, der ihn so vortheilhaft unter den Europäischen Nationen auszeichnet.

Siebentes Kapitel.

Von der Bevölkerung.

Erkennt man im Allgemeinen den Einfluß der Erziehung der Jugend auf die Wohlfahrt einer Nation, so kömmt eine andere Frage politischer Oekonomie, über welche die Meinungen getheilt sind, in Erwägung, nämlich die Bevölkerung. Manche von wahrem Eifer zur Beförderung der Betriebsamkeit und Macht ihres Landes beseelte Regierung, glaubt Wunder zu bewirken, wenn sie alles aufbietet, um die Bevölkerung zu vermehren.

Auf diese Weise hat das Dänische Gouvernement außer andern zur Vergrößerung der Zahl seiner Unterthanen angewandten Mitteln, auch ansehnliche Summen verwendet, um Ausländer, denen dasselbe Haidestrecken in Jütland zur Urbarmachung überwiesen, herbeizuziehen und im Lande zu behalten.

Man vergaß, daß von 800,000, ihrem Stande nach zur Bebauung des Bodens der Dänischen Staaten bestimmten Individuen, Norwegen ungerechnet, wenigstens 60,000 aus Mangel an Arbeit dahin gebracht waren, die öffentliche Unterstützung in Anspruch zu nehmen.

Wie soll man aber vermuthen, daß man nach dem Beispiele so vieler Staaten, welche darin im Interesse ihrer Wohlfahrt zu handeln glaubten, daß sie sich bestrebten, ihre Bevölkerung unmittelbar zu vermehren, dennoch Fehlgriffe begehen könne; man fange doch nur mit dem alten Rom an, welches so geneigt war, sich immerfort mit neuen vom Auslande hergezoge-

nen Bürgern zu bereichern, und dann sich bemühte, die durch seine verschlingende Administration entstandenen Lücken mittelst Gesetze in Betreff der Ehen zu ersetzen.

Eine Regierung, welche die Armen, Soldaten und Matrosen verheirathet, ihren Frauen und Familien Wohnung, Löhnung und Rationen von Lebensmitteln überweist; die Anstalten zur Aufnahme der durch Elend und liederliche Lebensart ihrer Eltern verlassenen Kinder unterhält; die sich der Auswanderung der Landes-Einwohner in die Fremde widersetzt, und von außen her Arme enrolliren läßt, um sie bei sich einzuführen; was thut diese Regierung anderes, als geradezu es verkehrt anfangen, um zu dem sich vorgesetzten Ziele zu kommen?

Sie will ihr Volk mächtiger machen und macht es nur elender, häuft neue Lasten zu den alten, welche die arbeitenden und produktiven Klassen schon zu tragen haben.

In diesen Klassen herrscht die Macht und der Reichthum des Staates; sie sind dessen Triebfedern und Kraft. Man lasse ihnen demnach nur das Mittel, Ersparnisse zu bewirken, und sie werden schon die nöthigen Arme finden, um ihrer Industrie und ihren Arbeiten einen größern Umfang zu geben, ohne daß die Regierung nöthig hätte, sich drein zu mischen.

Wozu ist es gut, die Zahl der Armen zu vermehren und dergleichen anders woher herbeizuziehen, denen man Almosen spenden muß?

Weiß man denn nicht, daß Menschen, die kein Eigenthum besitzen, einem Staate nur in so fern nützlich sind, wenn sie durch Arbeit mehr erwerben als zu ihrem Unterhalte erforderlich?

Bevor man Arbeiter herbeiruft, muß man für sie auch hinlängliche Beschäftigung haben und wissen, wodurch sie ihren Unterhalt verdienen können; kann man dieses gehörig anbieten, so werden sich die Arbeiter schon ohne Mühe finden.

In dem civilisirten Zustande, worin die Europäischen Länder sich befinden, kann es den Menschen wohl an Arbeit, der produktiven Arbeit aber keineswegs an Menschen fehlen.

Kann die Bevölkerung selbst wohl durch die zu dem Behufe angewandten gewaltsamen Mittel wachsen?

Durchaus nicht, denn wie man weiß, reibt das Elend bald diejenigen auf, welche nichts zu leben haben.

Wenn man dahin gelangte alle die im Schooße des Landes zu behalten, welche es verlassen wollen und noch dazu jährlich 20,000 Fremde hereinbrächte, würde man wohl nach 30 Jahren 600,000 Einwohner auf diesem Gebiete mehr haben?

Antwort: nein, nicht einen einzigen; allein wenn man dieselben Anstrengungen gemacht hätte, um die produktive Betriebsamkeit zu vermehren, so würde die Bevölkerung wahrscheinlich angewachsen seyn, denn sie steht beständig in Verhältniß mit der Menge der Unterhaltungsmittel und Gewinnste, die ihr das Land darbietet.

Je mehr Nahrungsquellen das Land gewährt, desto mehr vervielfältigt sich die Menschenmasse. Gegentheils vermindert sich diese immer mehr, wenn die produktiven Industrien und die Mittel, seinen Unterhalt zu verdienen, immer weniger werden.

Die Vermehrung der Bevölkerung kann also im Allgemeinen als ein Zeichen der Wohlfahrt angesehen werden. Allein der wirkliche Wohlstand hängt nicht von dem Zuwachse der Individuen-Zahl, sondern einzig von der produktiven Industrie und den Subsistenzmitteln, die sie gewährt, ab.

Außer in Fällen, wo Pest, Hungersnoth und andere ungewöhnliche Plagen wüthen, neigt sich die Zahl der Geburten in der Regel über die der Sterbefälle hinaus; und die schnellen Fortschritte im Wachsthum gewisser Kolonien beweist, wie sehr die Bevölkerung zunehmen kann, wenn sie durch einen Ueberfluß produktiver Einrichtungen begünstigt wird.

Von 1750 bis 1756 hatten die Preußischen Staaten einen Ueberschuß von 141,000 Geburten gegen Sterbefälle.

Dieser Ueberschuß beträgt jährlich 12,000 in den Dänischen, und 4000 in den Norwegischen Staaten.

Auf der Insel Bornholm, wo die Auswanderungen häufig sind, verhalten sich die Geburten zu den Sterbefällen, wie 5 zu 3.

Die Schwierigkeit liegt nicht in der Zeugung, sondern darin, daß es schwer ist, die Kinder zu ernähren und groß zu ziehen.

Hören die Unterhaltungsmittel auf in Ueberfluß vorhanden zu seyn, und wird es schwierig sich diese zu verschaffen, dann sollte die Regierung die Auswanderung wohl eher begünstigen oder ihr wenigstens nichts in den Weg legen. Man kann nicht genug wiederholen, daß das einzige gute Mittel, ein Volk zu vergrößern und dessen Auswanderung zu verhindern, darin bestehe, daß man die produktive Industrie uud die Nahrungsquellen begünstige.

Auswanderungen können in so fern zur Wohlfahrt eines Landes beitragen, wenn die, welche es verlassen haben, mit den in der Fremde erworbenen Gewinnsten wieder nach ihrem Vaterlande zurückkommen. Auf diese Weise bereichern die Schweden ihr Land mit den Reichthümern, welche sie sich auswärts erwerben. Viele junge Leute aus Holstein und Schleswig gehen nach Hamburg, Holland, England, um da ihr Glück zu machen; sie würden ohne Zweifel zur Vermehrung des Landes-Reichthums beitragen, wenn sie ihre Ersparnisse dahin brächten; dieß würden sie auch gewiß thun, wären sie sicher, bei ihrer Heimkehr wie Kinder einer gemeinschaftlichen Familie aufgenommen zu werden. Warum sollte Dänemark nicht in der That die Seinigen aufmuntern, auswärts ihr Glück zu versuchen, das sie in der Heimath nicht finden, um sodann mit dem Vermögen und den Einsichten, die sie daselbst erworben, in ihr Vaterland zurückzukehren? Man müßte hier die Jugend zu dergleichen Unternehmungen vorbereiten, durch Belehrungen, welche die Erfolge wo möglich sicherten. Man müßte die, welche ihre Ersparnisse dahin brächten, freundlich aufnehmen. Könnte Rußland den Dänischen Emigranten nicht kostbare Hilfsquellen darbieten? Dieses bedarf der Fremden; die Deutschen sind da nicht sehr beliebt; die Schweden werden davon durch politische Mißhelligkeiten entfernt gehalten, während das regierende Haus von Dänemark mit Rußland durch Bande der Verwandtschaft vereint ist.

Achtes Kapitel.

Von den Armen.

Auf eine widersprechende Weise, welche nur die Inkonsequenz des menschlichen Geistes bekundet, beklagen sich die Regierungen, nachdem sie die Vermehrung der Volkszahl durch gewaltsame Mittel herbeigeführt, über die Menge von Armen, womit der Staat überlastet ist.

Und doch ist es ausgemacht, daß man die Anzahl der Armen durch Findelhäuser und Heirathen unter solchen Leuten, welchen das Unentbehrlichste zur Versorgung einer Haushaltung gebricht, so wie durch Dürftige, welche man aus der Fremde herzieht, vermehrt.

Auch ist es wahr, daß sie durch solche Etablissements sich vermehren, die zur Unterhaltung einer vagabunden und herumstreichenden Lebensart dienen, durch Errichtung der Klöster und anderer unnützen Anstalten, endlich durch solche Mittel, welche dahin zielen, die zur produktiven Betriebsamkeit Gehörenden von ihrer Arbeit abzubringen. Wie ist es möglich, daß Regierungen, die vom Geiste für Menschenwohl beseelt sind, es für nützlich erachten können, unter sich so viel Müßiggänger zu dulden, für welche die Betriebsamkeit der arbeitenden Klassen nur mit Mühe ausreicht?

Die Ursachen der Armuth angeben, heißt zugleich die Mittel, sich darauf zu legen, zeigen.

Will man die Zahl der Armen verringern, welche gleich einem nagenden Geschwür täglich mehr in den polizisirten Staaten um sich greift, so bemühe man sich, die Fortschritte der produktiven Betriebsamkeit eher als die der Bevölkerung zu begünstigen. Weit entfernt in das Land arme Ausländer zu ziehen, sei man vielmehr darauf bedacht, sie davon zu entfernen; man muntere dagegen diejenigen zur Auswanderung auf, die in ihrem Vaterlande keinen hinlänglichen Unterhalt finden.

Statt also Preise auszusetzen, um die Jugend zum Heirathen aufzumuntern, gebe man den Eltern und Vormündern mehr Gewalt, damit sie die, welche unter ihrer Obhut stehen, von unüberlegten Ehebündnissen abhalten. Den Armen gewähre man nur solche Unterstützungen, die die Nothwendigkeit erheischt; man schaffe in allen Theilen der öffentlichen Ordnung unnütze Aemter und Besoldungen ab; man entferne vom Volke, und besonders von den mit produktiven Arbeiten beschäftigten Klassen, alles was sie davon abwenden, ihre häusliche Wirthschaftlichkeit stören oder Unordnung dahin bringen könnte.

Man bemühe sich, die Anzahl der auf Unkosten derselben Klassen lebenden Müßiggänger zu vermindern.

Die Menschen, welche nichts weiter als reich sind, belasten vielleicht die produktive Industrie nicht minder als andere Müssiggänger; gleich eben so vielen kleinen Despoten fallen sie dem Staate durch ihre Dienerschaften, Pferde, ihren Luxus und ihre inproduktiven Ausgaben zur Last. Man sehe, in welche Lage sie Polen versetzt haben.

Man könnte diese Last durch Abschaffung der Majorate und der ewigen Substitutionen erleichtern.

Der progressive Zuwachs der Armen, worüber man in unsern Tagen so sehr schreit, gereicht den Sitten und den Administrationen gleichsam zur Satyre; denn dieser Zuwachs muß nothwendigerweise aus der moralischen Verderbtheit und den Fehlern des administrativen Theils entstehen; aber nichts trägt vielleicht mehr zur Vermehrung der Armen bei, als die ungeheuern öffentlichen Lasten und deren ungleiche Vertheilung.

Neuntes Kapitel.

Von den Auflagen.

Die Frohnendienste, die Militairlasten, die Dienstleistungen und selbst die Mißgriffe, Nachlässigkeiten, Zögerungen in den

Operationen, der Polizei, Justiz-Tribunäle und der Verwaltungs-Beamten sind für die Partikuliers ein Aequivalent für die, zuweilen sehr schweren, Auflagen, und vermehren dennoch das Einkommen des Staates gar nicht, oder nur sehr unbedeutend.

Was die Besteuerung im eigentlichen Sinne anbelangt, so kann man leicht wahrnehmen, daß ein schwacher Staat, welcher sie in Verhältniß mit den Ausgaben einrichten wollte, deren er, um seinen Nachbar-Staaten gleich zu kommen, bedürfen mögte, nur seine Lasten vervielfältigen, zugleich seine Schwäche vermehren und sich durch eitle Anstrengungen aus Rivalität zu Grunde richten würde.

Die Besteuerung muß nicht nach den vorgeblichen Bedürfnissen des Staates, sondern nach den disponiblen Reichthümern der Beitragenden eingerichtet werden, das heißt nach dem Ueberschusse des Einkommens, der einem Jeden, nachdem er für seinen Unterhalt und die zu seiner Industrie erforderlichen Auslagen gesorgt, übrig bleibt.

Entfernt man sich von dieser Regel, so werden die Auflagen nur Grenzen in der Ohnmacht der Besteuerten oder der Eintreiber der Gefälle finden, und bald wird es dem Volke einerlei seyn, ob es von einer feindlichen Armee, oder von den Agenten des Schatzes geplündert wird.

Um daher eine, mit den disponiblen Reichthümern der Steuerpflichtigen in Verhältniß stehende Besteuerung einzurichten, muß man zuvörderst die Ausgaben des Staates dermaßen ordnen, daß sie sein jetziges Einkommen nicht übersteigen. So wie man die Maxime aus dem Auge verliert, seine Ausgabe mit seiner Einnahme in Verhältniß zu bringen, weiß man nicht mehr, wo man hingeräth; man macht dann Unternehmungen, ohne zu wissen, ob man ihnen auch gewachsen ist. Sehr bald wird man mit unvorherzusehenden Schulden belastet seyn, und gewagte Schritte thun, um sich heraus zu wickeln. Bevorrechtete Gesellschaften sind eben so bald aufgelöst, als geschaffen. Man nimmt sodann seine Zuflucht zu Wuchrern, um den dringendsten Bedürfnissen Genüge leisten zu können; endlich überläßt man sich übertriebenen Anstrengungen, die doch nur in äußer-

sten Nothfällen zu entschuldigen sind: auf diese Weise sieht sich ein Staat nach einem langen Frieden eben so erschöpft, als wenn er einen langen und unglücklichen Krieg zu bestehen gehabt hätte.

Wenn man glaubt die übermäßige Besteuerung dadurch auszugleichen, daß man einen Theil ihres Ertrages dazu verwendet, unbebautes Land urbar machen zu lassen, im Lande irgend eine neue Industrie einzuführen, oder Professoren und Gelehrten Jahrgehalte auszusetzen, so macht man sich eine große Vorspiegelung. Wie kann die Wohlfahrt bei dem steigenden Elende des Volkes bestehen?

Neue Mittel erdenken, um die Regierung aus einer augenblicklichen Verlegenheit zu reißen, neue Anflagen erfinden und die schon bestehenden noch ergiebiger machen, das ist die Kunst des Finanziers; allein das Mittel finden, die Steuern zu vermindern, sie auf eine billigere Weise zu vertheilen, deren Last zu erleichtern, die Lasten des Staates zu verringern, seine Ausgaben seinen Einnahmen unterzuordnen, und Ersparnisse für außerordentliche Bedürfnisse zu erzielen: das ist die Kunst einer guten Staatsverwaltung. In dem Zustande der Erschlaffung, worin sich die Dänische Nation jetzt befindet, bedarf sie einiger Erleichterung ihrer Abgaben; sie muß wie ein von einer Krankheit Genesener behandelt werden, der ohne große Schonung nicht wieder zu Kräften kommen kann.

Das Steuerwesen sollte nur wenig seinen Ackerbau und im Allgemeinen seine produktive Industrie belästigen, und man würde es erträglicher machen, wenn man es auf mehrere verschiedene Punkte vertheilte.

Legte man die Steuern hauptsächlich auf die Konsumtion, so würde man den Vortheil haben, sie nur in dem Augenblicke, wo sie abgetragen werden können, einzufordern; man würde also einen rechten Zeitpunkt haben, den die direkte Besteuerung nie erlangen kann.

Dänemarks Einkommen bei einer Bevölkerung von höchstens 2,200,000 Einwohnern betrug im Jahre 1769 ungefähr 36,000,000 Französische Livres, dabei war der nahe an 4,000,000 Livres abwerfende Sundzoll nicht mit inbegriffen; die ganze

Einnahme konnte daher auf 40 Millionen Livres angeschlagen werden. Dazu trug Norwegen mit 700,000 Einwohnern 840,000 Livres bei.

Obgleich der Staat seit 1718 keinen Krieg zu unterhalten brauchte, war er dennoch im Jahre 1769 mit einer Schuld von 106,000,000 Livres belastet.

Die Vorbereitungen zu dem Kriege, welche man im Jahre 1762 traf, um sich den Forderungen Rußlands in Betreff Holsteins zu widersetzen, haben ohne Zweifel große Kosten verursacht; aber der Staat hatte schon seit 1746 Schulden, und diese sind besonders seit 1753 angewachsen.

Es ist für die Dänische Regierung wesentlich, daß sie ihre Schulden tilge; sie kann indessen die Wohlfahrt ihrer Nation nur in so fern erzielen, wenn sie die auf ihr ruhenden Lasten vermindert; und will sie sich bei ihren Nachbarn in Achtung setzen, so muß sie dahin wirken, wie die Preußische Regierung eine hinlängliche Summe als Reserve zu halten, um wenigstens drei Feldzüge bestreiten zu können.

Diese Aufgabe ist groß; allein die Regierung betrachte nur als Beispiel den König von Sardinien, Karl Emanuel III., welcher bei einer Bevölkerung von 3 Millionen betriebsamer Unterthanen und einem weit fruchtbarern Boden als Dänemark, dennoch im Jahre 1769 nur 27 Millionen Livres in Steuern erhob; dabei hatte er die von Italien nach Frankreich führenden Pässe durch die Alpen zu bewachen.

Sie sehe ferner, was die Regierung des Churfürstenthums Sachsen bewirkte; diese hatte im Jahre 1763 eine Schuldenlast von mehr als 200 Millionen Livres, das Land hatte während des siebenjährigen Krieges so viele Kontributionen zu bezahlen und so viel Ungemach zu ertragen. Doch seit 1770 fing man mit Tilgung seiner Schuld an, der Kredit wurde wieder hergestellt, und die National-Industrie gewann neues Leben.

Die Dänische Regierung kann eben so gut die Einschränkungen bewerkstelligen, welche die Lage des Staates erheischt, wenn sie die gewagten Unternehmungen im Ackerbau, Fabrikwesen und Handel aufgibt, die kostspieligen, aber nicht nöthigen

Bauten einstellt; und sowohl im Civil= als im Militairstande die Zahl der Aemter, Besoldungen und Pensionen vermindert; doch muß dieß nicht durch gewaltsame und plötzliche Abschaffungen geschehen, die immer den Karakter der Gewaltthätigkeit und Ungerechtigkeit haben, sondern man braucht nur die durch Todesfälle oder freiwillige Ausscheidung erledigten Stellen und unnützen Pensionen nicht wieder zu besetzen.

Jedes Gouvernement sollte sich wie ein wirthschaftlicher Familienvater verhalten, der jeden Abend mit seinen Leuten rechnet und die überflüssigen Ausgaben seines Hauswesens abschafft.

Der Preußische König Friedrich II. und Karl Emanuel, König von Sardinien, sorgten, wie man sagt, dafür, daß sie die Uebersicht ihrer Einnahme und Ausgabe stets auf ihrem Schreibepulte vor Augen hatten, und verordneten durchaus keine kostspielige Operation, ohne zugleich auch die Fonds, die zu dem Behufe verwendet werden konnten, zu überweisen.

Das ist ein Muster, dem man nachahmen muß.

Dänemark ist arm, weil es mehr unternimmt, als seine Kräfte erlauben. Es richte nur seine Ausgabe nach seinen Einkommen ein, und verzichte darauf, sich das Ansehen von Größe und Macht zu geben, so wird es auch stark und reich werden können.

Unter allen seinen Ausgaben ist die beträchtlichste vorzüglich die der bewaffneten Macht, welche es in Frieden unterhält. Die Beleuchtung dieses Theils der öffentlichen Ausgaben, und der darin vorzunehmenden Einschränkungen, bringt mich auf den Hauptgegenstand dieser Schrift, nämlich auf die militairischen Etablissements Dänemarks.

Zehntes Kapitel.

Von der Landmacht Dänemarks im Allgemeinen.

Im Jahre 1769 betrug die Landmacht Dänemark's wenigstens 66,000 Mann, davon erhielten die 50,000 aus Milizen formir=

ten nur Sold, so lange sie zu den jedes Jahr vorgenommenen Uebungen und Revüen gebraucht wurden, aber die Offiziere der verschiedenen Korps und 16,000 Mann, großentheils in der Fremde geworben, wurden stets unterhalten und besoldet. Diese nach deutscher Art eingeübte und größtentheils von fremden Offizieren deutsch kommandirte Armee kostete jährlich wenigstens 12 Millionen Livres.

Ein in Friedenszeiten unterhaltenes Militair-Etablissement scheint mir bloß den Zweck zu haben, daß man sich dadurch in den Stand setze, vorkommenden-Falls Feinde bekämpfen zu können.

Verwendet man aber zu dem Behufe Mittel, die nicht zum Ziele führen, und trifft dazu übertriebene Anordnungen, so verschwendet man schon im Frieden vergebens die Hilfsquellen zum Kriege.

Um also das Etablissement, welches eine Regierung im Frieden zu unterhalten hat, gehörig beurtheilen zu können, muß man zuvor untersuchen, welche innere und äußere Gefahren dieselbe bedrohen könnten, was für einen Krieg sie einst zu bestehen haben dürfte, die Mittel, die ihr zu dessen Unterhaltung zu Gebote stehen mögten, so wie die zweckmäßigste Anwendung dieser Mittel, um von Erfolg zu seyn.

Eilftes Kapitel.

Von den Parade-Truppen und der übermäßigen Anzahl Soldaten, welche man gegenwärtig während des Friedens unterhält.

Zu einer Zeit des Friedens, worin wir leben, scheint die Unterhaltung übermäßiger Militair-Etablissements eine in allen Staaten Europa's verbreitete Krankheit zu seyn.

Deutschland besonders ist so sehr mit regulären Truppen überlastet, daß es seine in Frieden unterhaltenen Armeen lange nicht, selbst während mehrerer Feldzüge, verbrauchen kann.

In einigen kleinen Staaten sind die Soldaten für die Regierung ein Gegenstand des Handels; man errichtet dieselben, um sie Handel-treibenden Nationen zu verkaufen; und diese glauben eine gute Einrichtung zu treffen, wenn sie ihre Vertheidigung Söldlingen anvertrauen.

Man mögte auf die Vermuthung gerathen, daß die regulären Truppen für die meisten Fürsten Gegenstand des Vergnügens und der Parade seien.

Wäre dem nicht so, wozu diese engen Uniformen, die dem Soldaten nur erlauben sich im Ganzen zu bewegen? Wozu das gepuderte Haar, die mit Pomade beschmierten Locken, die starken Zöpfe, die so eng zusammen pressenden Kamaschen, wodurch die Kniee beinahe ihrer natürlichen Beweglichkeit beraubt scheinen; wozu die lackirten Ledersachen, diese Flinten, von denen das Holz gefirnißt ist, der Lauf aber wie Spiegelglas blitzt, und bei der geringsten Bewegung ein Geklirr verursacht? Wozu diese affektirte Genauigkeit in dem Ensemble der Manövres, wie in den kleinsten Details?

Alle diese gesuchten Künsteleien sind wahrlich unnütz, und selbst unanwendbar im Kriege, und sollen bloß bei Parade-Uebungen das Auge bestechen.

Seit sehr langer Zeit sind die Deutschen hierin zur allgemeinen Mode geworden und dienen den regulären und besonders den Parade-Truppen zum Muster; aber seit Anfange des letzten Jahrhunderts hat der König Friedrich Wilhelm von Preußen die Manier, regulaire Truppen zu halten, weiter getrieben, als es vorher der Fall gewesen; er unterhielt eine größere Anzahl davon als ein so unbeträchtlicher Staat zu erlauben schien, und wählte dazu besonders Menschen von hohem Wuchs, obgleich solche die Beschwerden des Krieges weit weniger als andere ertragen können. Dieser König beschäftigte sich hauptsächlich mit der Bildung, Haltung und Uebungen seiner Soldaten.

Da sein Nachfolger der Armee ein wirklich kriegerisches Ansehen zu geben verstand, so führte dieser Erfolg eine allgemeine Liebhaberei der Art herbei. Die andern Fürsten nahmen ihn, gleichsam aus Neid zu Muster. Jeder glaubte, er könne

weder Soldaten genug halten, noch auf deren Paradirung Sorgfalt genug verwenden, und auf die kleinsten Details in Hinsicht der Bekleidung und Haltung genau wachen zu müssen.

Man wird sich daher nicht wunderu, daß die Dänische Regierung, durch dieses Beispiel mit fortgerissen, sich ebenfalls diesem Luxus der Truppen-Unterhaltung in Friedenszeiten überlassen, und vielleicht darin weiter als andere gegangen ist.

Obschon also der König von Sardinien und eben so der Churfürst von Sachsen, reichere Staaten als der König von Dänemark besitzen, so beträgt doch die Sardinische Armee auf dem Friedensfuße nur ungefähr 20,000, und die Sächsische höchstens 13,000 Mann. Der König von Preußen verwendet in der That zwei Drittel des Staats-Einkommens zu seinem Friedens-Etat; allein er hat auch keine Marine zu unterhalten, keine Interessen einer großen Schuld zu bezahlen, wie es in Dänemark der Fall ist, und seine Verwaltung ist so geordnet, daß er jedes Jahr Ersparnisse für außerordentliche Fälle zurücklegen kann.

Man wird einwenden, das $^4/_5$. der Dänischen Landmacht aus Milizen bestehe, welche der Staat bloß equipirt und jährlich in Friedenszeiten nur einen Monat, so lange sie Dienste thun, besoldet.

Allein muß man denn zu dieser Ausgabe nicht auch die hinzu rechnen, welche eine Menge bei diesen Korps angestellter Offiziere, die man zu jeder Zeit unterhält und besoldet, verursachen?

Kann man denn die große Anzahl Hände, die dem Ackerbau zur Zeit entzogen werden, wo die Militair-Uebungen vorgenommen werden, so wie die dadurch verloren gehenden Arbeitstage und die Kosten, welche die Märsche so vieler Milizen und ihr Aufenthalt bei den Fahnen verursachen, für nichts rechnen?

Soll man die Gelegenheiten zu Ausschweifungen und die Beispiele der Verderbtheit, denen sie bei ihren militairischen Ausflügen ausgesetzt sind; die ansteckenden Krankheiten, welche sie in ihre Dörfer zurückbringen und endlich die Zeit, die er-

forderlich ist, bis sie wieder ihre Gewohnheiten zur Bearbeitung des Bodens angenommen, soll man dieß alles gar nicht in Anschlag bringen?

Die Miliz der Dänischen Armee wird aus den Landleuten, und keinesweges aus den Städtern genommen.

Diese Konskription, bei welcher viel Willkühr statt findet, veranlaßt zu häufigen Bedrückungen und Ungerechtigkeiten.

Im eigentlichen Dänemark und in den Deutschen Provinzen der Monarchie ist jeder, der heirathet, von dem Milizdienste befreit, in Norwegen hingegen jeder Landmanu der Konskription unterworfen, und gehört bis zum vierzigsten Jahre unter die Miliz; hat er dieses Alter erreicht, so kömmt er in ein Soldaten-Korps, welches unter dem Namen Landgarden besteht, und bleibt bis zu seinem funfzigsten Jahre darin.

Norwegen, das auf eine Bevölkerung von 700,000 Einwohnern, dem Staate im Durchschnitte eine Steuer von 12 Livres für jeden Kopf entrichtet, liefert der Armee 13 Regimenter Fuß-Milizen, vier zu Pferde und außerdem ein Regiment Grimpeurs (Kletterer), also zusammen 20,300 Mann; rechnet man dazu noch 9,000 Landgarden und 14,000 zur Marine, so ergiebt sich eine Hauptsumme von 43,000 Konskribirten.

Dieß heißt auf 14 Einwohner des platten Landes Einen, also ein Verhältniß, welches selbst das der Preußischen Staaten bei weitem übersteigt, wo die ohne Unterschied der Städte und des platten Landes zum Militair-Dienste genommenen Mannschaften bei einer Bevölkerung von 6 Millionen Einwohnern eine Hauptsumme von 120,000 gibt (1 von 50).

Die Preußischen Rekruten sind in Friedenszeiten bloß einige Tage wirkliche, besoldete Milizen, wenn sie nämlich jährlich zu den Frühjahr- und Herbstübungen gebraucht werden.

Zudem hat der Preußische Monarch stets eine hinlängliche Kasse, um mit der in Friedenszeiten unterhaltenen zahlreichen Armee mehrere Feldzüge bestreiten zu können.

Aber die Dänische Regierung, weit entfernt, dergleichen Ersparnisse zu besitzen, wird vielmehr von Schulden erdrückt.

Im Jahre 1762 versuchte sie 25,000 Mann ins Feld zu stellen, um einen Angriff der mit den Russen vereinigten Preußen, womit man bedroht war, abzuweisen. Dieser Versuch überstieg in der That ihre Kräfte, da sie zu dessen Ausführung beträchtliche Schulden machen mußte; und dennoch fehlte es dabei dieser Armee von 25,000 Mann an den wesentlichsten Gegenständen, um wirksam handeln zu können; sie schmolz in einigen Tagen, wie wir bereits gesehen haben, auf weniger als 20,000 Mann zusammen, ohne daß sie einen Feind gesehen.

Diese Erfahrung zeigt, daß Dänemark in seinem jetzigen Zustande keine nach Art Deutscher Heere eingerichtete Armee über 25,000 Mann ins Feld stellen kann.

Zur Unterstützung meiner Behauptung bemerke ich noch, daß eine zum Gebrauch außerhalb der Grenzen bestimmte Armee von 25,000 Mann wenigstens 40 Stück Kanonen von verschiedenem Kaliber, nebst den dazu gehörigen Kasten und vorräthigen Laffetten bedarf, und außerdem 1,500 Pferde zur Bespannung dieser Artillerie und der nöthigen Pontons, 1,200 für den Transport der Lebensmittel, ein Belagerungszubehör, um nicht vor jedem unbedeutenden Ort aufgehalten zu werden; und da man heut zu Tage die Artillerie sehr oft bloß stellt, so wird eine zweite nöthig, um die erstere erforderlichenfalls zu ersetzen. Im Frieden muß man für alle Theile einer solchen Ausrüstung Vorbereitungen treffen, indem man Gewicht, Entfernungen und den Werth eines jeden Gegenstandes gehörig bestimmt.

Dieser Umriß wird hinreichend seyn, einen Begriff von den Kosten zu geben, welche eine Armee von 25,000 Mann verursachte, die man in den Stand setzen wollte, ins Feld zu rücken.

Ist die Dänische Regierung in dem Fall, nur eine Armee von dieser Stärke zu gebrauchen, um zu Lande Krieg zu führen, wozu unterhält sie im Frieden eine Militair-Einrichtung für mehr als 66,000 Mann?

Da der König weder mit Soldaten handelt, noch einen Gegenstand des Vergnügens und der Parade daraus macht, so ist dieser Aufwand zwecklos.

Um eine große Anzahl unnützer Soldaten zu bekommen, entzieht man den produktiven Klassen und namentlich dem Ackerbau die nöthigen Hände; man belegt die arbeitenden Klassen mit übertriebenen Steuern; diese Menschen, aus denen man Soldaten zu bilden vorgibt, macht man durch Abgeschmacktheiten dumm; man erstickt in der Nation den kriegerischen Geist. Endlich um das Heer zahlreich zu machen, vergißt man das, was man anwenden müßte, um es gut zu machen. Man vernachlässigt die wesentlichsten Theile der Kriegskunst, nämlich die des Artillerie-Wesens und solche, welche zur Bildung des Ingenieurs, Staabs-Offiziers gehören, oder auf die Militair-Verwaltung und den Dienst der Kriegs- und anderer verschiedenen Bedürfnisse Bezug haben.

Zwölftes Kapitel.

Ist Dänemark von Kriegsgefahren bedroht?

Die Regierung eines Landes, welche einen übertrieben Militair-Etat unterhält, weil es von nahen oder fast unvermeidlichen Kriegen bedroht werden könnte, begeht schon einen großen Fehler; doch ist dieser zu entschuldigen. Allein Dänemark ist der Gefahr, Krieg führen zu müssen, wenig ausgesetzt; seine Unabhängigkeit und Sicherheit sind ihm durch das Interesse der großen Mächte verbürgt. Beinahe außer dem Bereich der Streitigkeiten, welche Europa in Bewegung setzen könnten, kann es seine Ruhe erhalten, wenn es die Vorsicht gebraucht, zu seinen Wohl sich nicht in fremde Angelegenheiten zu mischen, und die mit seiner Lage verbundenen Unannehmlichkeiten geduldig erträgt.

Außerdem kann es mit einer Macht von 25,000 Mann gegen Staaten des Kontinents vom ersten Range nicht kämpfen.

Was die Staaten zweiter und dritter Ordnung anbelangt, so haben sie nicht mehr die Freiheit zu handeln, die sie vormals ausübten, und dürfen jetzt nur mit Einwilligung mäch

tiger Nachbaren, unter deren Einfluß sie gestellt sind, Krieg führen.

Es ist ohne Zweifel natürlich, daß die Dänische Regierung sich bestrebe, die Kraft des von ihr verwalteten Staates zu vermehren, und ihn unabhängig von der wandelbaren Politik der großen Mächte zu machen; allein welch anderes Mittel, diese Kraft zu vermehren, steht ihr zu Gebote, als die Begünstigung der produktiven Betriebsamkeit ihrer Mitbürger, und die Abschaffung aller unnützen Ausgaben in der Verwaltung?

Weit entfernt den Staat durch eine übertriebene Militair-Einrichtung stärker zu machen, belastet sie ihn nur mit einer Bürde, die seine Schwäche vermehrt.

Wenn man die Anzahl der Offiziere von der Landmacht durch Erledigungen, die man nicht wieder besetzte, und die regulären Truppen bis auf die zur Bewachung der nützlichen Festungen erforderlichen vermindern wollte, so würden diese Maßregeln um so zweckmäßiger seyn, da der Staat, wie wir gesehen haben, jetzt keinen Krieg zu befürchten hat, und man in dringenden Umständen nur Geld braucht, um das Landheer sehr bald zu verstärken.

Die einzige Macht, die man wegen alter gehässigen Gesinnungen für einen Feind Dänemarks ansehen könnte, wäre Schweden; doch dieser Feind ist, seitdem Rußland eine so wichtige Stelle in dem politischen Systeme Europa's einnimmt, bei weitem nicht mehr so zu fürchten.

Man muß darum aber nicht glauben, daß Schweden nicht gern Dänemark angriffe, wenn es Gelegenheit fände, solches mit Vortheil zu thun. Außer jenen Bewegungsgründen des Hasses würde es um so mehr zu einer solchen Unternehmung geneigt seyn, da es nicht vergessen hat, welche Erfolge seine Land-Armeen über die Dänischen davon getragen.

Dreizehntes Kapitel.

Von der Nothwendigkeit, der Dänischen Armee einen National-Karakter zu geben.

Bemerkenswerth ist es, daß troz allen von Dänemark wegen seiner Landmacht gemachten Aufopferungen die Schwedischen Truppen dennoch stets ein entschiedenes Uebergewicht gegen sie behauptet haben.

Allein die Ursache hiervon ist nicht schwer zu finden: das Uebergewicht der Schwedischen Armee gegen die Dänemark's rührt daher, weil jene national, diese aber es nicht ist.

Man findet in dem Schwedischen Heere keine andere als Landesmilizen, es wird nur von Offizieren des Landes angeführt, in der Landessprache befehligt und nach den Gebräuchen und Sitten des Landes eingerichtet. Diese Armee ist daher sehr national.

Hingegen zur Dänischen Armee wird ein Theil der Soldaten aus der Fremde gezogen; die Offiziere und besonders die höhern, sind Ausländer, welche die Landessprache nicht verstehen, und deren Sprachweise den Ausländer verräth; die Uebungen geschehen nach Deutschem Kommando; der Soldatendienst wird nach dem Muster der Deutschen Truppen besorgt: dieser an sich schon harte und verdrießliche Dienst wird den Landesmilizen noch verhaßter, da er von Ausländern herzurühren scheint. Daher ist diese Armee auch nichts weniger als national.

Es gewährt einen auffallenden Gegensatz, daß während die Landmacht Dänemarks nichts als Widerwärtigkeiten erfahren, seine Seemacht sich durch glänzende Thaten ausgezeichnet, und stets ein entschiedenes Uebergewicht gegen die Schwedischen Flotten behauptet hat.

Allein die Dänische Seemacht besteht ausschließlich aus Landeskindern, und war immer von der reinsten Vaterlandsliebe beseelt.

Dieser Gegensatz zwischen dem Geist und den Erfolgen beider Streitkräfte kann keinen Zweifel übrig lassen, daß Maßregeln nothwendig sind, um den Landtruppen Dänemarks einen Volkskarakter zu geben, der eben so anerkannt, als jener, welcher seine Seemacht auszeichnet.

Vierzehntes Kapitel.

Von der Nothwendigkeit, Ausländer von der Armee auszuschließen, um diese nationaler zu machen.

Die zuerst anzuwendende Maßregel, damit nicht nur die Landmacht, sondern auch der ganze Staat einen Nationalkarakter erhalte, muß darin bestehen, daß man Ausländer sowohl von Militair- als auch von Civil-Aemtern ausschließe. Doch muß man, wie bereits gesagt worden, plötzliche Entlassungen vermeiden, da man diese nicht ohne Entschädigungen zu bewilligen bewerkstelligen könnte, wodurch die Staatslasten nur vermehrt werden würden; sondern man muß nach und nach die von Fremden erledigten Stellen, und zwar vorzugsweise mit Einländern, wiederbesetzen.

Begünstigt man die Ausländer bei der Regierung und bei öffentlichen Stellen vorzugsweise vor den Einheimischen, so erstickt man den Nachahmungseifer der Letztern, setzt die den erstern untergeordneten Beamten herab, entmuthigt und entfremdet sie den Staats-Interessen.

Kann wohl ein Ausländer Landesmilizen, wenn diese durch ein etwas lebhaftes Gefecht erschüttert worden sind, wieder zusammen bringen? Kann er sie wieder in die Schlacht führen? Wird er etwa durch Drohungen oder Stockprügel dahin gelangen, unter Leuten, deren Sitten, Geist und Sprache er nicht kennt, den Eifer wieder zu beleben und Ordnung herzustellen? Will man einen Offizier haben, welcher das Vertrauen der

unter seine Leitung zu stellenden Truppe besitzen soll, so nehme man dazu einen Mann, der diese Truppe kennt, und sich ihr verständlich zu machen weiß. Man gefällt sich zwar immer zu wiederholen, daß Dänemark nicht Unterthanen genug besitze, die fähig wären, Offizierstellen bei der Landarmee, und namentlich die höhern Ranges, zu bekleiden.

Aber man bedenke doch, daß diese Doktrine von den zu Staatsdiensten berufenen Ausländern gepredigt wird, und das für eine Armee, bei welcher so viele Stellen an Menschen, die den Domestiken-Stand verlassen haben, vergeben wurden; man wird es also wohl nicht wagen zu behaupten, daß das Land nicht Offiziere genug habe!

Wären die Ausländer von der Dänischen Armee ausgeschlossen, so könnte man daselbst den Gebrauch der den Dänen und Norwegern so verhaßten Deutschen Sprache nach und nach abschaffen, da diese jenen nur aus den an sie gerichteten harten und stolzen Worten bekannt oder verständlich ist. Die Sprache eines Volkes scheint einen wesentlichen Theil seiner Existenz auszumachen: setzt man diese Sprache herab, so beleidigt und demüthigt man dadurch alle, denen sie zum Werkzeug ihrer Gedanken und Unterhaltungen dient.

Ohne also im entferntesten die Dänische, das heißt, die Skandinavische Sprache aus den Akten der Regierung und den Exercicien der Armee auszuschließen, muß man sich bestreben, sie nach und nach in den deutschen Provinzen des Königreichs einzuführen; das wäre ein wirksames Mittel, sie enger mit dem Staatskörper zu verbinden.

Es würde schon ein großer Schritt zur Nationalisirung der Landmacht gethan seyn, wenn man die Offizierstellen den Landeskindern vorbehielte, allein man muß auch suchen, sie von den darunter befindlichen fremden Soldaten zu reinigen. Die Regierung gebraucht jährlich wenigstens 400 fremde Rekruten, und man bezahlt für jeden Mann 600 Livres; die National-Rekruten würden nicht die Hälfte kosten, und man würde noch weit weniger Ausgaben haben, wenn die besoldeten Trup-

pen, so weit solche zur Bewachung der Festungen erforderlich sind, beschränkt wären.

Diese fremden Söldlinge sind großentheils die Hefe aus der Bevölkerung der benachbarten Staaten; sie stecken hauptsächlich die Hauptstadt mit physischer und moralischer Verderbtheit an, die sie dahin bringen, können nur durch Furcht gezügelt werden, und für sie besonders scheint es nothwendig, die Tortur, Leibesstrafen und äußerst strenge Maßregeln in der Disziplin beizubehalten.

Bedenkt man überdieß, daß sie desertiren, wenn sie Gelegenheit dazu finden; daß sie vielleicht sämmtlich desertiren würden, sobald die Armee zu Felde zöge, wie man es auch im Jahre 1762 erfahren, als der Graf von Saint Germain mit Dänischen Truppen nach Meklenburg marschirte, so entsteht die Frage: wozu die Ausgabe nütze, die man sich mache, um solche Soldaten zu bekommen.

Statt daß man also jährlich 250,000 Livres verwendet, um diese lasterhafte Brut zu vervollständigen, würde es nicht zweckmäßiger seyn, wenn man sich vielmehr derer entledigte, welche das Land schon unterhält?

Rekrutirt man die Soldaten durch Landeskinder, so hat man zugleich ein Mittel, die Zahl der Armen um so viel zu verringern.

Holt man aber Rekruten aus den Nachbar-Staaten, so reinigt man im Gegentheil diese von Armen, um sie seinem Lande aufzubürden, und bewirkt dadurch, daß die Armuth hier nur zunimmt.

Ist es nicht merkwürdig, daß der König von Neapel, dessen Staaten von Lazaroni's wimmeln, so wie der König von Sardinien, der jedes Jahr Wolken seiner Unterthanen, Savoyarden, aus seinem Lande auswandern sieht, und daß der König von Frankreich, dessen Provinzen durch so viele Bettler belästigt werden, daß diese alle glauben können, es gereiche ihnen zum Vortheile, mit großen Kosten in der Fremde angeworbene Soldaten in ihren Armeen zu unterhalten?

Kann man sich wohl vorstellen, daß Landesleute weniger geneigt seien, für ihr Vaterland zu kämpfen als fremde Miethlinge? Würden die Norweger, Dänen, die Leute aus Holstein weniger Tapferkeit und Eifer für ihr Land zeigen als die Banden, welche man auf dem Straßenpflaster Hamburg's, Lübek's und anderer Reichsstädte anwirbt? Aber will man etwa die Bevölkerung des Landes dadurch begünstigen, daß man sie mit Rekruten versieht, die man von auswärts herbeischafft? Doch wir haben schon bemerkt, wie sehr dergleichen Maßregeln den wahren Interessen des Staates, welche von denen der produktiven Betriebsamkeit unzertrennlich, entgegen sind.

Funfzehntes Kapitel.

Von der Haltung und Disziplin der Dänischen Armee.

Wäre die Dänische Armee, wie man immer darauf zurückkommen muß, nicht mit fremden Söldlingen belästigt, und die Besetzung der Offizierstellen für die Einheimischen vorbehalten; wäre die Anzahl Truppen, und besonders der regulairen, auf die, welche wie wirklichen Bedürfnisse erheischen, beschränkt; so würde es viel leichter seyn, bei ihnen eine wahrhaft zweckmäßige Haltung, Bildung und Disziplin einzuführen.

Gegenwärtig wird die Dänische Armee nach Preußischem Fuße unterhalten; man findet bei ihr, besonders in Rücksicht auf Nahrung, Bekleidung, Wohnung und Unterhalt des Soldaten, dieselbe äußerst spärliche Einrichtung, ohne welche es den größten Staaten nicht möglich seyn würde, so zahlreiche Heere zu haben, als sie im tiefsten Frieden unterhalten.

Um mit der Beköstigung anzufangen, erwähne ich nur wie ich im Jahre 1771 gefunden, daß die Soldaten meines Regiments, obgleich sie zusammen von den im Großen und zu den geringsten Preisen angeschafften Lebensmitteln lebten, dennoch nicht ein-

mal so gut wie die Holländischen Ruderknechte von ihrer Löhnung unterhalten werden konnten.

Worin liegt also die Oekonomie, wenn man eine Menge schwächlicher Menschen, die wie die Fliegen hinfallen, beim Dienste hält und sie mit großen Kosten rekrutirt?

Die Bekleidung des Soldaten ist eben so unzulänglich als seine Nahrung; ein enges Kleid, Kamaschen, die auf eine grausame Weise die Beine und Kniee zusammenpressen, sind nur geeignet, den Körper steif zu machen und seine natürliche Verrichtung zu erschweren: ein ernstlicher Uebelstand in jedem Lande, aber hauptsächlich in einem feuchten und kalten Klima.

Wenige Soldaten haben Kleidungsstücke genug, um solche wechseln zu können. Im allgemeinen sind sie nicht in Kasernen einquartirt; und die von Einem Korps, welche bei den Bürgern in abgesonderten Häusern wohnen, können nur unvollkommen beaufsichtigt werden; dieß muß in einer Stadt wie Kopenhagen zu vielen Unordnungen Anlaß geben.

Die meisten Soldaten wohnen in Scheunen, die dem Winde und selbst dem Regen ausgesetzt sind; mehreren werden Winkel zur Wohnung angewiesen, wo das Tageslicht nicht hinkömmt, und dennoch sollen sie sich frisiren, pudern, gehörig ankleiden und ihre militairische Toilette machen; daher gehen sie auch, wenn sie können, in Schenkhäuser, wo es warm ist, um sich da mit Branntwein zu berauschen und ihre Leiden zu vergessen.

Es kann daher auch nicht fehlen, daß durch dieses Elend Vergehungen und Züchtigungen herbeigeführt werden. Das Militair-Gefängniß in Kopenhagen ist oft zum Erdrücken voll mit Eingesperrten, und da sie sich hier anhäufen und kein anderes Bette als den Fußboden haben, so reizen sie sich gegenseitig im Gefühle ihrer Leiden auf, und dieß Gefängniß wird ihnen demnach zur Schule der Verderbniß.

Was die Galeerensträflinge anbelangt, welche in feuchten Schoppen von widrigem Ansehen unter einander eingesperrt sind, so werden sie da mit ungeheurer Grausamkeit behandelt.

Was soll man von solchen Einrichtungen erwarten? Sollte

nicht jeder Gefangene sein besonderes Lager haben, das er sorgfältig rein halten müßte? wäre es nicht nöthig, daß er unter einer, obschon strengen, doch von Grausamkeit freien Beaufsichtigung stünde? Die Stille, die Einsamkeit, die Arbeit, die Mittel, welche das Mitleid eingibt, sind das nicht die wirksamsten Wege der Bestrafung?

Die Unmenschlichkeit, welche in diesen Gefängniß-Anstalten herrscht, scheint eine Folge der strengen Maßregeln der Militair-Disziplin. Man mögte behaupten, daß der Stock, wenn auch nicht das einzige, doch das wesentlichste Werkzeug sei, den Soldaten zu bilden und sich ihm verständlich zu machen. Der Gebrauch desselben ist bei den Offizieren und Unteroffizieren so gemein geworden, daß sie, um ihre Grausamkeit zu befriedigen, die Unglücklichen, welche Gegenstand ihrer Kapricen sind, oft ohne allen scheinbaren Grund damit prügeln.

Diese Behandlung trägt nicht bloß dazu bei, auf das Moralische des Soldaten zu wirken, dem sie Ehre und Energie benimmt, sie greift auch seine Brust an, und setzt ihn außer Stand, nur einigermaßen starke Beschwerden zu ertragen.

Welch ein Schauspiel für eine große Stadt, für eine königliche Residenz, wenn man jeden Tag unglückliche Soldaten Stockprügel bekommen oder Spießruthen laufen sieht! Welch eine Schule für die Jugend des platten Landes, die zur Armee berufen wird, um da als Miliz zu dienen! Man würde ohne Zweifel in Dänemark auf diese eben so ungereimte als empörende Disziplin verzichten, wenn man den Theil der Armee, den man stets unterhält, aus einem richtigen Gesichtspunkte betrachtete, in ihm den Kern der Streitkräfte des Staats und das Muster für die Milizen sähe.

Man würde dann begreifen, daß dieser Theil in der Beziehung aus Menschen bestehen müßte, die wegen ihrer Stärke, Beweglichkeit, Bravour, Ordnungsliebe und Ergebenheit ausgezeichnet sind, und die daher so zu behandeln wären, wie ein Korps, das ehrenwerth und aus den besten des Volks gebildet, dazu bestimmt ist, Liebe zum Militair-Dienste einzuflößen, statt

des Widerwillens und Schreckens, die eine regulaire Truppe jetzt verursacht.

Von den 15 bis 16,000 Mann dieser Truppe, welche die Dänische Regierung stets in Gang hält, werden beinahe zwei Drittel von den Bürgern, Bauern und Offizieren der Armee zu Arbeitern und Domestiken gebraucht. Zwar spart man, während sie bei den Partikuliers arbeiten, ihre Besoldung, allein sie gewöhnen sich dadurch diesen Dienst dem des Königs, der ihnen weniger abwirft, vorzuziehen, und werden zum Militairstande wenig tauglich. Wozu braucht man übrigens den von den Partikuliers zu ihrem eignen Gebrauch verwendeten Soldaten anwerben, bekleiden und versorgen zu lassen? Befürchtet man etwa, daß jene keine Holzhauer, Handlanger und Domestiken finden mögten, wenn die Regierung sich nicht damit befaßte?

Eben so ist es ein Irrthum, wenn man glaubt, man könne den Soldaten einer regulairen Truppe vortheilhaft zu Arbeiten für den König verwenden, nämlich zur Anlegung von Kanälen, zur Errichtung künstlicher Straßen und zu andern öffentlichen Bauten. Der Lohn, den man dem Soldaten dafür bezahlen müßte, würde freilich nicht so hoch zu stehen kommen als der, welchen der Handwerker dafür erhält, der diese Arbeiten als zu seinem Geschäft gehörig besorgt; allein wird der Soldat sich derselben eben so gut entledigen? Werden seine Kräfte und seine Gesundheit bei dieser ungewohnten Arbeit nicht leiden? Der hohe Lohn, den er dafür erhält und die Gewohnheiten, die er sich bei Arbeiten der Art aneignet, werden diese ihn nicht noch unfähiger zum Militair-Dienste machen? Man berücksichtige nur, wie hoch eine solche Soldaten-Lehrzeit der Regierung zu stehen kömmt, und die Gewinnste werden dann verschwinden.

Bei einer regulairen Truppe, die den Milizen zum Muster dienen soll, muß der Soldat von seiner Löhnung leben und auf seine Exercitien beschränkt seyn. Jede andere Beschäftigung schadet dem Handwerk des Kriegers. Man muß aber auch nur so viel Menschen dazu berufen, als das Bedürfniß

des Staats erheischt, und als man zur Erfüllung des Zweckes, zu dem man sie bestimmte, gebrauchen kann.

Man wird selbst nur dann dahin gelangen, der regulairen Truppe den Grad der Vollkommenheit zu geben, wodurch sie wahrhaft nützlich werden kann, wenn man sie gleich unter die Zahl, auf die man sie in der Folge zu bringen für zweckdienlich hielte, beschränkte. Nur aus einem kleinen Korps, dessen Geist und Haltung ausgezeichnet gut sind, muß man ursprünglich den Kern der Armee bilden, welcher die Milizen im Nothfall verstärkt und diesen gleichwohl in ihrem kriegerischen Beruf als Beispiel zur Nachahmung aufgestellt wird.

Sechszehntes Kapitel.

Von den Milizen.

Die Milizen sind die wesentliche Kraft der Staaten zweiter und dritter Ordnung, in Gefahren des Krieges, womit sie bedroht sind.

Die Tauglichkeit der Milizen hängt von ihren moralischen Anlagen ab.

Ist die Regierung bei dem Volke beliebt, so können die Milizen sehr gut werden, denn sie sind in der That nichts anderes, als das bewaffnete Volk und es ist einleuchtend, daß das Volk um so geneigter seyn wird, für seine Regierung zu kämpfen, je zugethaner es ihr ist.

Das Geheimniß der Regierung, sich dem Volke theuer zu machen, beruht darauf, daß sie es aufrichtig liebe und ihm bei jeder Gelegenheit nicht bloß durch Worte, sondern durch Anstrengungen beweise, daß sie sein Glück zum Gegenstand ihrer Sorgfalt mache.

Doch Anstrengungen ohne bemerkliche Demonstration möchten vielleicht nicht gehörig gewürdigt und bloße Demonstrationen ohne wirksame Anstrengungen von keinem dauernden Eindruck seyn.

Macht man den Milizen den Dienst verdrießlich, so verdirbt man den Geist derselben.

Dieser Dienst muß von Vaterlandsliebe beseelt und mit freudigem Gemüthe begleitet seyn.

Man kann ihn ohne Zweifel nicht ganz zu einem freiwilligen machen, allein man müßte ihn mit einem festlichen und feierlichen Wesen verschmelzen, das geeignet wäre, eine gegenseitige Uebereinstimmung des Eifers und des Vertrauens von Seiten der Milizen und der Regierung zu bekunden.

Jeder rüstige, unverheirathete Mann, oder wer kein Familien-Vater ist, müßte vom 18. bis 35. Jahre in der Miliz dienen, ohne daß der nothwendig gehässige Unterschied zwischen Städtern und Landleuten statt fände.

Diese Miliz dürfte indeß nur für den Fall eines Krieges zur Armee einberufen werden. Uebrigens müßte dieselbe zu gewissen Zeiten im Jahre zu den militairischen Uebungen gezogen werden, ohne daß man sie jedoch zu weit von ihrer Heimath entfernte. Dieser letztere Umstand würde um so weniger Schwierigkeiten machen, da die gegenwärtigen Umstände, worin sich Dänemark befindet, große Manövres der Armee nicht sehr nöthig machen.

Siebzehntes Kapitel.

Von der Kriegsart, zu welcher die Dänischen Truppen vorbereitet und von den Manövren, in welchen sie geübt werden müßten.

Mögen Mächte, wie Preußen und Oesterreich, deren Armeen bestimmt sind, sich den Besitz der Ebenen von Sachsen und Böhmen oder die der Oder, Elbe und Donau streitig zu machen, mögen diese Mächte immerhin zahlreiche Truppen zusammen ziehen, um sie zu großen Manövres, wie man dergleichen benennt, zu gebrauchen, das ist begreiflich; diese Manövres

können ihren Nutzen haben, allein hat Dänemark wohl Ursache seine Truppen darin zu üben?

Wie bereits bemerkt, kann es nicht daran denken, einen Angriffskrieg auf dem Kontinent zu führen.

Fände es sich in dem Fall, seinen eignen Boden zu vertheidigen, so würden seine Truppen Holstein gegen größere Streitkräfte, die dieß zwischen Hamburg und Lübeck angriffen, nicht decken können.

Die Stöhr, welche sich in die Elbe, und die Trave, die sich in das Baltische Meer ergießt, kommen zwar aus dem Mittelpunkte dieser Provinz, gewähren aber keine Vertheidigungslinie und können an der Quelle umgangen werden. Lübeck und Hamburg, weit entfernt als Stützpunkte gegen den Feind zu dienen, würden ihn wahrscheinlich eher begünstigen. Holstein würde demnach schon vom Feinde überschwemmt seyn, bevor man Truppen genug beisammen hätte, ihm den Eingang dahin streitig zu machen.

Und doch ist dieß die einzige Provinz der Dänischen Staaten, wo die Truppen nach Deutscher Art manövriren können. Die Eyder, welche Holstein von Schleswig trennt, bietet von da aus eine Vertheidigungslinie dar, und jenseit der Eyder gewährt das Land seiner Natur nach große Vortheile zum Schikanen-Krieg, in welchem die Marine wesentliche Dienste leisten würde.

Norwegen bietet fast auf einer ganzen Strecke von 5,000 Deutschen Quadrat-Meilen nichts als eine felsige Masse dar, die durch enge Thäler abgetheilt und gegen das Meer hin von weit ins Land herein gehenden Buchten eingeschnitten ist. Eine Menge kleiner Inseln, Felsen und Klippen vertheidigen den Eingang dieser Küsten.

Von der Landseite kann Norwegen nur von den durch eine Kette hoher Berge gebildeten Schwedischen Grenzen aus belästigt werden und die Schweden haben den Uebergang über dieselben nie ungestraft erzwungen.

Das Land ist nicht minder wegen der Unfruchtbarkeit des Bodens und der Schärfe des Klima's, als durch seine Lage

selbst gesichert. Eine Armee würde da keinen Unterhalt finden; ihre Transporte würden nur mit vielen Schwierigkeiten und Gefahren bis zu ihr gelangen.

Die Kunst, zahlreiche Truppen auf einer nicht geräumigen Strecke zusammen zu bringen, und sie da mit Pünktlichkeit und schnell zu ordnen, diese auf Ebenen so nützliche Entwickelungskunst würde in Norwegen unanwendbar seyn, und man fände da keinen passenden Ort, ein Bataillon gegen den Feind in Bewegung zu setzen.

Die gelehrten Manövres, welche Friedrich den Sieg bei Kollin hätten sichern müssen, wäre sein Plan pünktlich befolgt worden, und die ihm bei Lissa den Sieg verschafften, würden in diesem Lande unausführbar seyn. Der Krieg in Norwegen kann nur mittelst Posten- und kleiner Gefechte geführt werden, deren Erfolg von der Kenntniß der Oertlichkeiten und der Tapferkeit der Kämpfenden abhängt.

Die Reiterei kann da nur zu Patrouillen gebraucht werden und muß daher von leichter Art und nicht zahlreich seyn.

Man kann hier nur solche Artillerie gebrauchen, die leicht fortzubringen ist.

Die vortheilhafteste Waffe des zur Vertheidigung dieser Felsen und Defiléen berufenen Soldaten ist der gezogene Karabiner. Da er hier steile Abhänge abstoßen, längs schroffer Küsten sich bewegen, schnell von einem Orte zum andern sich wenden und großen Beschwerden trotzen muß; so ist es nöthig, daß er nur mit leichtem und wenig belästigendem Gepäcke versehen werde.

Der Krieg an den Seeküsten erfordert leichte und kleine Schiffe, mit welchen man bequem manövriren kann, und die mit dreisten Seeleuten, welche mit den Klippen bekannt, bemannt seyn müssen; auch muß dieser Krieg durch Soldaten unterstützt werden, welche zu Aus- und Einschiffungen und zu der Art Expeditionen eingeübt sind, die man Coups de main nennt.

Der Norwegische Bauer besitzt die Eigenschaften, welche zu dieser Art Krieg passen. Behend, kräftig, thätig und un-

ternehmend, ist er gewohnt, Felsen zu erklettern, um daselbst den Bär und andere wilde Thiere, welche sich hier aufhalten, zu erlegen. Er setzt sich gern den Stürmen und Gefahren des Meeres aus. Sein selten bedeckter Hals, seine bloße Brust scheinen dem Reife zu trotzen. Er würde um so geneigter zu einem Vertheidigungskriege seyn, da er sehr an seinem Vaterlande hängt und ausländische Sitten verabscheut; besonders nährt er einen National-Haß gegen die Schweden.

Was für Beleidigungen, Schläge, demüthigende und grausame Behandlungen müssen die armen Norweger nicht ertragen, um zu lernen, sich nach Preußischer Art den Kopf zurecht zu machen, spitze Mützen zu tragen, Kamaschen, die ihnen die Beine einzwängen, anzuziehen, den Zwang enger Kleidungsstücke zu ertragen und das Kommando derselben Deutschen Sprache zu verstehen, die sie verabscheuen! Wie sehr sehnen sie sich bei dem bittern und schlecht gebackenen Kommisbrode, womit man sie nährt, nach den aus Hafer bereiteten mürben Kuchen, welche sie in ihren einsamen ländlichen Winkeln hatten! Es gibt kein nützliches Handwerk, das ihnen halb so viel Mühseligkeiten verursacht hätte, als ihre militairische Lehrzeit.

Traurig ist es, wenn man bedenkt, daß alle diese den Norwegischen und Dänischen Soldaten oder Milizen zugefügten Bedrückungen rein verloren sind, und durchaus nicht den geringsten Nutzen zur Folge haben können. Man braucht bloß einen Blick auf die Karte von Europa zu werfen, um einzusehen, daß das Dänische Königreich zu einem Seestaate bestimmt ist, und daß seine Landmacht hauptsächlich eingeübt werden müsse, die Streitkräfte seiner Marine zu unterstützen, und in Uebereinstimmung mit ihr zu wirken.

Schiffe, die dazu eingerichtet sind, zwischen Klippen und Untiefen leicht zu manövriren; Landtruppen, die darin geübt sind, sich ein- und auszuschiffen, dem Feinde unversehens einen Streich zu versetzen und sodann, wenn es nöthig ist, sich schnell zurückzuziehen: das sind die Mittel, welche Dänemark zu brauchen scheint, wenn es im Kriege verwickelt ist.

Nicht dadurch, daß sie dem Ausländer sklavisch nachahmen,

sondern, wenn sie nach den Hilfsmitteln, die ihnen das Land darbietet, operiren, werden die Dänen Erfolge in militairischer Hinsicht und die Macht erlangen, zu welcher sie berechtigt sind.

Im Jahre 1712 wagte es der Schwedische General Steenbock, nachdem er die Schlacht von Gadebusch gegen die Dänen gewonnen hatte, in Dänemark einzufallen; wurde aber da umzingelt und gezwungen, sich zum Kriegsgefangenen machen zu lassen.

Wodurch erlangte man diesen großen Erfolg? Durch übereinstimmendes Wirken der Land- und Seemacht. Nachdem der Dänische Admiral Shestedt die Schwedische Eskadre, welche dem Steenbock Lebensmittel brachte, geschlagen hatte, versuchte dieser General, um sich solche zu verschaffen, die gewagte Unternehmung und unterlag ihr.

Man erinnere sich der ruhmvollen Zeiten der alten Normänner; nur durch ähnliche Uebereinstimmung wurden sie so furchtbar; und Dänemark könnte dadurch, so wie durch zweckmäßige Uebungen noch jetzt zu diesem Ansehen gelangen, ohne Nachtheil es mit Schweden aufnehmen und sich selbst gegen mächtigere Feinde behaupten. Wenn Dänemark seine Landtruppen vorzugsweise so einübte, daß sie zur Unterstützung seiner Seemacht dienten, so würde es im Stande seyn, den Krieg weit wirksamer zu führen, als wenn es beide Truppen-Gattungen abgesondert gebrauchte; Rußland würde sich um seine Freundschaft bewerben, und im Falle eines Bruchs mit dieser Macht, würde jenes ihr Streitkräfte entgegen zu stellen haben. Man begreift, daß diese Art Dienst mit den Manövres, Exercitien, Equipirung und Disziplin Deutscher Truppen nicht vereinbar ist.

Der Dienst, zu welchem man den Dänischen Soldaten bestimmte, würde es nöthig machen, daß er weniger maschinenmäßig militairisch und mehr Krieger als Deutscher Soldat sei; seine Kopfbedeckung, Bekleidung und Nahrung würde wenig verschieden von denen seines Dienstkamerads, des Matrosen, seyn und man müßte seine Ausrüstung nnd Bewaffnung so leicht als nur möglich einrichten.

Der König besitzt in Kopenhagen eine Fabrik, die 1,200 Arbeiter beschäftigt, welche die Armee mit rothem Tuche versieht. Es ist nicht zweifelhaft, daß die Konkurrenz der Einzelnen zu diesem Behufe bessere und billigere Waare als man aus diesem Etablissement erhält, liefern würde; übrigens ist rothes Tuch für ein feuchtes Klima keineswegs zweckmäßig.

In Dänemark verfertigt man für die Landleute eine Art Tuch von natürlicher Farbe, welches man Wadmel nennt, und das für die Bekleidung der Truppen sehr zweckmäßig wäre. Wenn man dieses Zeug zu dem Behufe gebrauchte, so würde man dadurch das Fabrikwesen aufmuntern, was wahrhaft national wäre.

Die ausschließlichen Vorrechte in Bezug auf die Verpflegung der Armee, scheint eine Ungerechtigkeit gegen die Partikuliers zu seyn, welche dabei mit concurriren konnten. Uebrigens leidet der Dienst nicht selten durch dergleichen Bevorrechtungen. Gewöhnlich werden solche mächtigen Personnagen zu Theil, deren Lieferungen man sich nicht getraut nachzusehen, um das Schlechte auszuschießen, und die Verpflegung der Truppen ist daher gewissermaßen der Willkühr derselben überlassen.

Die Waffen, welche die Dänischen Truppen ebenfalls von ausschließlichen Lieferanten erhalten, sind nicht allein zu theuer, sondern auch zu schwerfällig, und dieß wäre ein Hauptfehler bei einem Dienste, zu welchem der Dänische Soldat gebraucht werden sollte.

Achtzehntes Kapitel.

Von den Offizieren der Armee im Allgemeinen.

Nichts ist zum Erfolg jeder Art Militair-Dienst wesentlicher als die Fähigkeit der Offiziere. Nie wird eine Armee gut seyn können, wenn deren Offiziere ohne die zu ihrem Berufe erforderlichen Eigenschaften sind.

Man wähle also bei der Besetzung der Offizierstellen in

der Armee solche junge Leute aus dem Lande, die eine ordentliche und sorgfältige Erziehung erhalten haben, und eben so wohl an die Rücksichten gegen ihres Gleichen, als auch an die ihren Vorgesetzten schuldige Ehrerbietung gewöhnt sind.

Wenn man ferner zur Armee nur Landeskinder nimmt, so wird man weit leichter Offiziere darin finden, denen der Ruhm des Vaterlandes wahrhaft am Herzen liegt, die sich daher dem Wohle des Dienstes widmen, und durch hierauf bezügliche Kenntnisse zu ihrem Stande vorbereitet haben. Da die öffentlichen Bildungsanstalten so zu sagen, unter der Leitung der Regierung stehen, so kann diese sich auch Rechenschaft von der Aufführung und den Fortschritten der Jugend ablegen lassen, und einigermaßen auf die Schüler merken, welche die meiste Anlage zum Militair-Dienste zeigen.

Bedarf der Soldat, welcher dazu bestimmt wird, zwischen den Felsen Norwegens zu kämpfen, oder prompte und kühne See-Unternehmungen zu machen, besonders persönlicher Tapferkeit dazu, so muß der zur Leitung desselben bestimmte Offizier diese Tapferkeit in einem noch höhern Grade besitzen, und damit noch andere Vertrauen-einflößende Eigenschaften vereinigen.

Es ist, wie gesagt, zu vermuthen, daß die Dänische Armee wenig der Gefahr ausgesetzt seyn werde, Krieg führen zu müssen; doch gute, und besonders Offiziere höhern Rangs werden nicht im Friedensdienste gebildet. Da man indeß bei Krieg-führenden Armeen die, welche thätig und unterrichtet sind, gern aufnimmt, so könnte man jungen Dänischen Offizieren die Erlaubniß ertheilen, bei fremden im Kriege begriffenen Mächten Dienste zu nehmen: man müßte sogar dem Offizier, welcher sich in dieser Schule bildete, fortwährend seine Lieutnants-Löhnung zahlen; und wenn er in diesem Dienste durch seine Thaten befördert worden, so müßte er, indem er wieder zur Dänischen Armee zurückkehrte, daselbst einen equivalenten Grad erhalten. Man begreift wohl, daß eine solche Vergünstigung nur Denen vorbehalten werden müsse, die durch ihre Waffenthaten befördert worden sind.

Wenn man diese Methode befolgte, so würde man sich

Männer verschaffen, die erfahren im Dienste der Artillerie, des Geniewesens und Generalstabes wären; die jungen Dänischen Offiziere würden dadurch Gelegenheit finden, besonders bei der Französischen Armee, woselbst man sie besser kennt als anderswo, sich in den gelehrten Theilen der Kriegswissenschaft zu unterrichten.

Man würde während des Friedens die höhern Grade in der Dänischen Armee Denen vorbehalten, die in fremden Kriegen avancirt sind.

Jede andere Vergünstigung würde aus der militairischen Laufbahn verbannt seyn, und die Beförderung während des Friedens dabei einen unabänderlichen Gang gehen.

Wenn Ansehen denselben Grad erhielte, der dem Dienste gebührt, so würde dieser Grad bald weniger Werth haben, als der Kredit, welcher ihn verschaffte und zur Erlangung noch höherer Grade verhelfen kann; alsdann würde man, statt sich auf Studien und auf Pflichterfüllungen zu legen, die zu nichts führten, vielmehr zu den Mitteln der Intrigue sich hinneigen, die nebst Kredit auch Beförderung und Gunst verschaffen.

Also muß nicht bloß Vergünstigung von dieser Karriere ausgeschlossen seyn, sondern es ist auch nothwendig, daß Hofstellen mit denen der Armee nichts gemein haben, und man darf nichts dulden, was nicht mit militairischer Disziplin und militairischem Geiste harmonirt.

Wie empörend ist es zu sehen, daß der Kapitain oder bloße Lieutnant, weil er Hof-Livree trägt, es seinem Oberst und sogar seinem General, welche freilich bloß Militairs sind, zuvorthut!

Aus denselben Gründen sollte man auch nach und nach die Vorrechte der Gardes du Korps aufhören, oder vielmehr diese Truppe ganz eingehen lassen, um die Wiederentstehung dieser Privilegien zu verhindern.

Vormals waren die Gardes du Korps die einzige im Frieden beibehaltene Armee, daher entstanden auch ihre Prärogative.

In Rußland und Frankreich hat der Garde-Offizier zwei

Grade vor jedem andern Offizier desselben Ranges in der Armee voraus.

Ich habe in Dänemark eine Zeit erlebt, wo die Armee nicht mehr als drei Obersten von der Infanterie und Einen von der Kavallerie hatte, die niemals die Garden verließen.

Diese Truppe hängt unmittelbar vom Könige ab; und da sie außer ihrer Mitte keinem andern Vorgesetzten untergeordnet ist, so steht sie gleichsam als Fremder in der Armee da, oder vielmehr sie bildet die Mittelsperson zwischen dem Heere und dem Hof.

Im Allgemeinen besitzen diese Leute wenig vom Militairwesen; sie affektiren einen großsprecherischen, beleidigenden Ton, besonders die Offiziere, welche als wahre Hof=Geschöpfe bekannt sind. Der Dienst dieser ist eine Lehrzeit der Intrigue, in welcher sie sich mit allem Ernste darauf legen, die Gunst mächtiger Personnagen zu erschleichen. Diese Denkungsart ist gerade der Gegensatz des Militairgeistes, der keine andere Auszeichnung duldet, als die der Disziplin und des kriegerischen Verdienstes; übrigens sind die Gardes du Korps nicht geeigneter als andere gut erzogene Dänische Soldaten, für die Sicherheit des Thrones zu wachen. Man kann sie als einen überflüssigen Gegenstand betrachten, der dem Fürsten angenehm, aber dem Interesse der Armee entgegen ist.

Der Staat kann nicht, ohne unmenschlich zu handeln, den Soldaten verlassen, der alt, oder im Dienste, wenn auch nur in dem eines vieljährigen Friedens, seine Gesundheit eingebüßt hat. Er muß für seinen Unterhalt sorgen; eben so muß er die Soldaten jedes Ranges, die es ihm zu reformiren gefällt, entschädigen; und dieß sind Gründe mehr, welche die Regierung abhalten sollten, sich mit unnützen Militairs zu belästigen.

Uebrigens sind Infanterie=Offiziere, die an einen langen Friedensdienst gewöhnt, oft wenig geeignet zum Kriege; und bricht dieser aus, so finden sich besonders unter einem von Nationalgeiste beseelten Volke schon Menschen genug, die fähig sind, nützliche Dienste zu leisten. So brachte die letzte Invasion Norwegens durch Karl XII. daselbst einen Kruse, Kolbiernsee

und andere hervor. Man ehre diese neugeschaffenen Männer des Staates, die sich in den Reihen der Vaterlandsvertheidiger hervorgethan.

Diese Leichtigkeit, im Nothfalle Infanterie-Offiziere zu finden, existirt nicht für die Offiziere vom Genie-Wesen, des Generalstabs und für die der Verwaltung.

Neunzehntes Kapitel.

Von den Beamten der Militair-Verwaltung.

Der Ruhm, den sich der König von Preußen, Friedrich II., erworben, war vorzüglich die Frucht seines Talents hinsichtlich der Administration. Hierin hat er alle übertroffen. Die Wissenschaft der Militair-Verwaltung ist nicht weniger wichtig, als die der Schlachten. Wozu würde die Kriegskunst nützen, wenn die Armee Mangel am Brode litte?

Im Frieden muß man Militair-Verwaltungs-Beamten bilden, indem man die sich darum Bewerbenden lehrte, die Oekonomie einer Kompagnie, eines Bataillons, eines Regiments, eines Kriegs-Platzes, einer Armee zu dirigiren.

Man befürchte nicht etwa einige Zöglinge für dieses Lehrfach zu viel zu bekommen; die zur Militair-Verwaltung tauglichen Menschen sind auch fähig, die Geschäfte im bürgerlichen Leben zu besorgen. Die Militair-Oekonomie macht einen Theil der politischen aus, deren Kenntniß von allgemeinem Nuzzen ist.

Wüßte man, was alles zu den Bedürfnissen eines Heeres gehört, sähe man im Voraus, was der Krieg verzehre, so würde man zurückhaltender seyn, diesen zu unternehmen; man würde begreifen, daß es die Mittel, ihn mit Erfolg führen zu können, zerstören heiße, wenn man während des Friedens mehr Truppen unterhält, als man ins Feld stellen kann.

Verbreitet sich die Gewohnheit an Ordnung und Pünkt-

lichkeit nur mehr, so wird man auch einsehen, daß die Ueberlast der Militair- und Civil-Beamten allgemeines Elend erzeuge, daß der Staat aber es erlangen könne, sich ohne Erschütterung und in kurzer Zeit deren zu entledigen, wenn er die vakant gewordenen nutzlosen Aemter nicht wieder besetzte.

Aber wie viel Festigkeit gehörte nicht dazu, den Anstrengungen der Intrigue in einem Lande zu widerstehen, wo die Bewerbung um Stellen ein Hauptgeschäft ist?

Zwanzigstes Kapitel.

Von den Offizieren des Genie-Wesens, des General-Stabs und der Artillerie.

Ingenieure, Stabs- und Artillerie-Offiziere müssen ebenfalls während des Friedens gebildet werden.

Damit man in der Dänischen Jugend Subjekte finde, die sich zu diesen verschiedenen Dienstzweigen eignen, muß man Sorge tragen, das Studium der Mathematik zu begünstigen, die, welche sich darin auszeichnen, belohnen, und ihnen die Mittel an die Hände geben, sich im Auslande darin zu vervollkommnen.

In das Genie-Korps, in das der Artillerie und zu den Stabs-Offizierstellen müssen nur Subjekte von erprobter Fähigkeit zugelassen werden; um aber nur solche zu bekommen, muß man sie auch gehörig bezahlen. Ein hoher Offizier von diesen Dienstzweigen muß einen eben so großen Gehalt als ein Bischof, und die untergeordneten Offiziere in dem Verhältnisse, beziehen. Aus diesen Genie- und Artillerie-Korps würde man sodann die zum Kommando in den Festungen bestimmten Offiziere nehmen. Wenn man diesen Weg befolgte, so würde es möglich werden, die Kommandanten-Stellen der festen Plätze die Posten des höhern Offiziers vom Geniewesen, der Artillerie und des Generalstabs nur mit wissenschaftlichen und fähigen Männern zu besetzen.

Auch wäre es sehr nützlich, wenn man die Artilleristen und Sapeurs bei Feuersbrünsten übte, welche Plage dem Lande fürchterlicher ist, als die Angriffe des fremden Feindes. In den Zeughäusern müßten zu dem Behufe Maschinen in Bereitschaft gesetzt, und diejenigen belohnt werden, welche sich in gefährlichen Umständen auszeichneten. Man müßte für die Weiber und Kinder derer, welche in diesem Berufe ihren Tod fanden, sorgen, und auch die nicht vergessen, welche sicherere und zweckmäßigere Verfahrungsweisen erfanden, um Feuersbrünste zu löschen oder ihnen vorzubeugen.

Im Winter, wenn das die Mauern von Kopenhagen bespühlende Meer zugefroren, ist der Platz offen; die Artilleristen müßten sodann die Weisung erhalten, das Eis aufzuschlagen und die Mittel vorzubereiten, eine Operation, wie oben erwähnt, mit Sicherheit und Schnelligkeit auszuführen.

In einem Staate wie Dänemark, dessen Hauptkraft in der Marine besteht, dürfte keine obere Anstellung, sei es in der Armee oder der Civil-Verwaltung, einem andern als solchem, der eine große Seereise gemacht, übertragen werden; dergleichen Reisen könnten vielleicht zu einer Veränderung der Ansichten der Regierung beitragen und Dänemark würde nicht mehr wie ein in der Mitte Deutschlands liegendes Land behandelt werden.

Ein Ober-Offizier von der Land-Armee müßte erst einige Zeit successive bei der Infanterie, Reiterei und Artillerie gedient haben: denn im Kriege besteht jedes nur irgend ansehnliche Detaschement aus diesen drei Waffengattungen, und der dasselbe Kommandirende muß es zu gebrauchen verstehen; außerdem würde eine solche Lehrzeit der Unwissenheit der höhern Offiziere in jeder Waffenart, zu welcher sie nicht ausschließlich gehörten, vorbeugen.

Wenn man die Zahl der Milizen nach dem vorgeschlagenen Plan, und vorzüglich die regulären Truppen auf ein Artillerie-Korps, die nöthigen Offiziere des Geniewesens, des Generalstabs und der Militair-Verwaltung, so wie auf die zur Besetzung der festen Plätze erforderliche Infanterie und Kavallerie beschränkte; so könnte man die Armee in einen weit bessern Zustand, als sie jetzt ist, versetzen, dem Soldaten und Offizier

eine hinlängliche Löhnung geben, und bei der ganzen Armee 6 Millionen Livres Ersparnisse bewirken. Diese aber müßten dann vorzüglich auf Verbesserung der festen Plätze verwendet werden.

Ein und zwanzigstes Kapitel.

Von den festen Plätzen.

Die festen Plätze eines Landes, welche nicht den besondern Zweck haben, seine Unterwerfung der Regierung zu sichern, müssen die Bestimmung haben, einem auswärtigen Feinde ein Hinderniß darzubieten, daß er nicht ins Land eindringe, oder sich da festsetze; die Operationen der zur Vertheidigung desselben bestimmten Armee zu unterstützen; seine Magazine zu bewachen, und die Verbindung mit den durch natürliche Hindernisse, z. B. einen Fluß, Meerarm, eine Gebirgskette, davon getrennten Ländern zu decken; so wie ihr im Nothfalle zum Rückzugspunkte und Schutzorte zu dienen. Auf 84 Städte, welche die Dänischen Staaten in Europa zählen, rechnet man 19 Festungen. Beim ersten Anblicke scheint diese Zahl ansehnlich; Herr von Saint Germain hat mehrere davon eingehen lassen wollen, ob er recht hatte, soll hier untersucht werden.

Rendsburg an der Eyder, durch Kanut VI. gegründet, um die Einwohner Holsteins in Gehorsam zu halten, hat gegenwärtig die Bestimmung, die durch die Eyder gebildete Vertheidigungs-Linie zu sichern; die Werke wurden aber so sehr vermehrt, daß 15,000 Mann zu deren Besetzung erforderlich wären; die zählt nur 3,600 Einwohner. Es scheint, daß statt die Festungswerke hier zu vermehren, man solche eher hätte vermindern sollen.

Glückstadt an der Elbe, von Christian IV. zur Einschließung Hamburg's erbaut, dient der Dänischen Armee weder zum Stütz- noch zum Ruhepunkte; diese Festung vertheidigt den Eingang in Holstein nicht, da sie nicht an der Straße liegt; wollte man sich nach einem erlittenen Unfall dahin flüchten,

so würde man sich in einen Sack begeben. Der Zugang zur Elbe ist zu gefährlich, als daß man aus Glückstadt einen Militair-Hafen machen könnte, und doch hat man, obschon mit wenig Erfolg, es versucht, hier ein Bassin graben zu lassen, das bereits 3 Millionen gekostet.

Wenn im Kriegsfall die Dänische Armee genöthigt würde, die Trave zu verlassen, so würde sie sich zwischen Rendsburg und Friedrichsort zusammenziehen, um ihre Verbindung mit Dänemark zu unterhalten, alsdann fiele Glückstadt in Feindes Gewalt, der sich auf diesen Platz stützen würde.

Friedrichsort, an einem Meerarm in Schleswig, kann einer zur Räumung Holsteins gezwungenen Armee zum Stützpunkte dienen, und die Verbindung mit Dänemark decken.

Die beiden auf der östlichen Küste Jütlands befindlichen Festungen Hals und Fladstrands, dienen dazu, erstere den Eingang Lymfiords zu vertheidigen, letztere die Verbindung zwischen Jütland und Norwegen zu unterhalten.

Fredericia in Jütland enthält nur zwei- oder dreitausend Einwohner, ist aber nichts desto weniger sehr groß.

Nyburg, auf der Insel Fühnen, soll die Verbindung zwischen dieser und der Insel Seeland decken, ist aber zu dem Behufe schlecht gelegen; der Feind würde die Wirkung dadurch vereiteln, daß er zu Slibshaffen Batterien errichtete. Außerdem kann Nyburg bestrichen, und mittelst eines Hohlweges leicht überrumpelt werden.

Corsoer, auf der Insel Seeland, Nyburg gegenüber, liegt am großen Belte, und ist ein unbedeutender Ort, der keinen Widerstand leisten kann.

Das Schloß Kronenburg, am Sunde, kann dessen Passage nicht hindern: sein Geschütz erreicht das gegenseitige Ufer nicht, welches nach einer Schätzung N. Wilsen's 1991 Toisen davon entfernt ist. Eine Dänische Flotte, welche eine der Flanken Kronenburgs schützen wollte, würde ihre andere Seite durch die auf dem entgegengesetzten Ufer befindlichen Schwedischen Batterien Helsinborgs bedroht sehen; nimmt man auch an, daß die Dänen beide Ufer besetzt hielten, so ist doch zu be-

zweifeln, daß ihre Flotte aus diesem Stützpunkte großen Nutzen ziehen könnte. Man erinnert sich, daß Karl V., König von Schweden, im Jahre 1658 Herr von Kronenburg und Helsinborg war; seine aus 32 Linienschiffen bestehende Flotte befand sich im Sunde, um sich einer Holländischen, 35 Linienschiffe starken Flotte, welche Kopenhagen zu Hülfe kommen wollte, zu widersetzen; die Holländische Flotte wurde aus den beiden Forts beschossen, und ein einziger Schlag traf.

Der König von Schweden war in Person zu Kronenburg; die Schwedische Flotte kämpfte tapfer, aber ihr wurden fünf Schiffe in Grund gebort, und drei andere genommen; der Ueberrest flüchtete übel zugerichtet nach Landskrona. Hier hat man ein großes Beispiel, das beweist, wie wenig Hilfe von Kronenburg zu erwarten ist. Inzwischen hat man die Werke dieses Platzes, der nicht einmal mit einem Hafen versehen ist, sehr vermehrt.

Norwegen, das wegen seiner vortheilhaften Lage so leicht zu vertheidigen ist, enthält darum keine geringere Anzahl Festungen in Verhältniß zu den übrigen Theilen der Dänischen Monarchie; man findet darin:

Aggershuus an einem Arm der See, ein festes Schloß, das Christiania beherrscht;

Friedrichshald, auf einem der an der äußersten südöstlichen Spitze des Landes befindlichen, und bis ins Schwedische Gebiet hervorspringenden Felsen, welcher Ort durch Karl VII., der vor seinen Wällen getödtet wurde, berühmt ist.

Friedrichsstadt, am Ausflusse des Glommenflusses, dazu bestimmt, dessen Eingang zu vertheidigen;

Kongswinger ebenfalls am Glommen gegen die östliche Grenze;

Flekeroe, auf einem Eiland vorwärts Christiansund, vertheidigt eine herrliche Rhede:

Drontheim, nördlich auf einer Halbinsel, deren Küsten von einem Meerarm und einem Flusse bespühlt werden. Einige Werke vertheidigen die Erdzunge, mittelst welcher Drontheim mit dem festen Lande verbunden ist; man kann sie aber an

einem Ort, wo das Meer nicht tief ist, umgehen; überdieß wird die Stadt, die nicht mehr als 4000 Einwohner zählt, durch mehrere benachbarte Anhöhen bestrichen.

Friedrichsteen, ein zur Vertheidigung Drontheim's gehöriges Fort;

Munckholm, auf einem Felsen im Meere, ist zu weit von der Rhede Drontheim's entfernt, um sie wirksam zu schützen.

Wardhuus, unter 71 Grad nördlicher Breite: dieser Ort ist 6 Monat des Jahres ein bloßer Eisklumpen, was indeß die Finn- und Lappländer nicht hindert, die Gegend zu beunruhigen; ihre Ausflüge sind jedoch ohne Erfolg;

Hammershuus, auf der Insel Bornholm; Christiansoe auf einem benachbarten Eilande; diese beiden Festen können es nicht hindern, in die Gewalt derer zu fallen, welche Herren des Meeres sind.

Bedenkt man, daß im Falle eines Krieges 'es beschwerlich ist, diese unnützen Festungen zu bewachen, wenn man dieß aber unterläßt, sie dem Feinde, welcher sich derselben bemächtigte, nützlich sind, uud daß deren Unterhaltung während des Feindes kostspielig ist: so wird man einsehen, wie viel Dänemark gewonnen haben würde, wenn es den Plan des Grafen von Saint Germain befolgt hätte.

Die Abtragung der Festungswerke Glückstadts, die Abschaffung ihres Generalstabs, ihrer Besatzung, Artillerie und der dazu gebrauchten Ingenieurs würde eine jährliche Ersparniß vnn 3 bis 400.000 Livres eingebracht haben.

Nächst Glückstadt sollte man vielleicht auch die Festungswerke Corsoer's, Nyburg's, Friedericia's, Hals's und die neuen Werke Rendsburg's so wie einige Festungen iu Norwegen abtragen.

Zwei und zwanzigstes Kapitel.

Kopenhagen.

Das Interesse einer Macht zweiten Ranges scheint die Veranlassung zur Befestigung einiger wesentlichen Punkte dieser Residenz des Souverains gegeben zu haben. Die Dänische Regierung hat vielleicht den innern Raum und die Festungswerke Kopenhagens zu sehr ausgedehnt. Als unsere Vorfahren diesen Platz so tapfer vertheidigten, war sein innerer Raum nicht so groß. Dieser wurde seit 1658 um drei Viertel vergrößert; man fügte die Zitadelle und die Wälle von Christianshafen hinzu; sein innerer Bezirk beträgt 26,460 Fuß. Obgleich die Werke dabei mit inbegriffen sind, so würden im Falle eines Angriffs die gewöhnliche Besatzung und der militairisch-organisirte Theil der Bürgerschaft zu seiner Vertheidigung nicht hinlänglich seyn; man müßte fast alle Waffen-fähige Einwohner dazu verwenden.

Kopenhagen enthält die Land- und See-Arsenale, die Kriegs-Flotte, die Haupt-Niederlagen des Handels und der Administration: die ganze Monarchie befindet sich gewissermaßen in dieser Hauptstadt.

Ihr Hafen wird durch die Zitadelle, verschiedene Werke, und vorzüglich durch die geringe Tiefe des Meeres vertheidigt. Diese Untiefen, welche die Gefahr einer Beschießung entfernen, erstrecken sich auf fast 1,200 Toisen, ein beträchtlicher Raum, der jedoch nicht hinlänglich ist, den Platz vor einem Bombardement zu schützen.

Uebrigens nöthigen diese Untiefen die Kriegs- und großen Kauffarteischiffe, fern vom Hafen, die hohe See abzuwarten, um ihre Ausrüstung und Ladung, wenn sie abgehen sollen, zu empfangen, oder auszuladen, bevor sie herein gehen.

Daher würde eine nahe vom übermächtigen Feinde verfolgte Dänische Flotte sich auch nicht in diesen Hafen flüchten können und zerstört werden, bevor sie mit den nöthigen Vorbereitungen,

um sich hinein zu begeben, fertig wäre. Drei oder vier Kriegsschiffe würden hinreichen, sie zu blokiren, da sie nicht gehörig gerüstet ausziehen kann, um den Feind zu bekämpfen. Bis jetzt ist dieser Uebelstand wenig bemerkt worden, weil die Dänische Marine stets im Vortheil gegen ihre Feinde war.

Während der schönen Jahreszeit steht nicht zu befürchten, daß die Schweden eine Landung versuchen mögten, Kopenhagen zu überfallen; ihre Seemacht ist auch für eine Unternehmung der Art zu schwach. Wenn aber das Meer und die Seen, welche die Stadt umgeben, zugefroren sind, so brauchte eine Schwedische in Scanien postirte Armee nur 3 Tage dazu, um vor Kopenhagen zu gelangen, dessen weiter Raum einem unternehmenden, kühnen Feinde die Ersteigung des Platzes mittelst Sturmleitern sehr erleichtern würde.

Dieser Gefahr wäre vorzubeugen, wenn man das Eis um den Platz aufschlüge, und diese Operation zweimal des Tages wiederholte, dergestalt, daß dadurch ein stets offener breiter Graben entstände, der den Zugang zum Platze vertheidigte.

Es gibt in Kopenhagen drei von einander unabhängige Kommando's, eins für die Stadt, ein anderes für die Zitadelle, und ein drittes für den Hafen und die ihn vertheidigenden Festungswerke. Diese Theilung veranlaßt häufig Schwierigkeiten, und ist dem Wohl des Dienstes nachtheilig.

Die Vertheidigung eines Platzes kann nur dann im Zusammenhange und mit Nachdruck geschehen, wenn ein einziger Chef daselbst den Befehl hat.

Da Kopenhagen ein Seeplatz ist, so müßte sein Kommandant auch ein See-Offizier seyn.

Ein so hochwichtiger Posten erforderte einen Mann von erprobter Fähigkeit, und der eines vollkommenen Vertrauens würdig; er müßte ausgedehnte Vollmachten besitzen, um der Nothwendigkeit, solche bei den geringsten Umständen erst einholen zu müssen, überhoben zu seyn.

Obgleich die Einwohner Kopenhagens ruhigen und sanften Karakters sind, so fallen doch häufig Meutereien da vor; diese fangen gewöhnlich mit Streit zwischen Soldaten und Matrosen,

Bürgern oder Studenten an. Die Erstern maßen sich des, unter den Soldaten in Deutschland so gewöhnlichen befehlerischen Tones an; man begreift, daß ein solcher Ton von Soldaten einer, durch so manche erfahrne Unfälle gedemüthigten Armee, weder von den Matrosen, die sich der Großthaten der Dänischen Flotte erinnern, noch selbst von den Bürgern und Studenten, deren Vorgänger zur Vertheidigung der Stadt mitgewirkt, ertragen werden kann. Daher sieht man auch Bürger, Studenten und Matrosen zusammenhalten bei den Streitigkeiten, in welche jede von ihnen mit den Soldaten gerathen.

Dieser Geist der Zwietracht würde ohne Zweifel verschwinden, wenn man die Landarmee ganz national machte und jedermann gleichmäßig unter gewöhnlicher Autorität der Polizei stände.

Doch sollte man nie vergessen, daß die bürgerlichen Beamten die Pflicht haben, bei einer Zusammenrottirung sich an Ort und Stelle zu begeben, um sie aus einander zu bringen: daß das Militair sich nur dann damit befassen dürfe, wenn die Behörde sich dessen dazu bedient; daß man nur im äußersten Fall Gewalt gebrauchen müsse, wenn die angewandten Mittel des Zuredens vergebens waren, daß aber die militairische Gewalt sich auf das erste Signal bereit halten müsse. Nachlässigkeit, Gleichmuth und Ungestraftheit dienen dem Aufruhr zur Aufmunterung; aber Ungerechtigkeit und Gewalt machen ihn gefährlich und können ihn zu einem Grade steigern, daß dann dessen Unterdrückung nicht mehr möglich ist.

Drei und zwanzigstes Kapitel.

Von der Dänischen Marine.

Was so eben über Kopenhagen gesagt worden, scheint zu beweisen, daß es Dänemark bis jetzt an einem guten Militairhafen gefehlt habe. Die Schweden haben einen, nämlich Karls-

krona, dennoch sind ihnen die Dänen zur See immer überlegen gewesen; sie sind mehr Seeleute als jene, haben mehr Seehandel, Matrosen und Geld.

Im Jahre 1769 bestand das See-Militair-Etablissement in Kopenhagen aus 4400 Matrosen und Artilleristen, die vom Könige unterhalten und besoldet wurden; sie erhielten indeß während des Friedens leicht die Erlaubniß, auf Kauffarteischiffen Dienst zu nehmen. Außerdem schätzte man die Klassen der zum Seedienste bestimmten Milizen auf 24,000 Mann; 28 bis 30 Linienschiffe und eine verhältnißmäßige Anzahl geringerer Schiffe wurden im Hafen von Kopenhagen in Bereitschaft gehalten, woselbst auch mit Materialien zum Bau anderer Schiffe reichlich versehene Magazine befindlich waren.

Nur Landes-Eingeborne wurden zum Dienste als Offiziere oder bloße Matrosen auf den Schiffen des Königs zugelassen.

Man berücksichtige noch, daß Kriegsschiffe und Leute noch keine Seemacht bilden, diese Menschen müssen auch an die See gewöhnt, und praktische Kenntniß der See-Manövres haben. Eine Regierung würde vergebens Anstrengungen machen und Geld dazu verwenden, um sie selbst zu bilden; diese kann nur das Ergebniß der kaufmännischen Schiffahrt und des Seehandels seyn. Je mehr ein Land Seehandel hat, desto mehr werden sich daselbst Seeleute bilden. Die Ausdehnung dieses Handels ist daher der wahre Maßstab der Seemacht eines Staates; denn hat man erst viele Seeleute, so finden sich auch bald Schiffe und eine Kriegs-Marine.

Die Kauffartei-Schiffahrt Dänemarks gebraucht ungefähr 18,000 Matrosen, welche das wirkliche Personale der Seemacht vorstellen. In der That besteht die Anzahl der zum Seedienste des Königs klassifizirten Milizen aus wenigstens 24000 Mann; was aber unter dieser Miliz zur See fremd ist, vermehrt die Kraft der Seemacht nicht im geringsten, uud man würde um nichts weiter kommen, wenn man deren Zahl auf 50,000 brächte: die Seemacht würde immer nur auf die 18,000 Matrosen beschränkt seyn, welche der Seehandel beschäftigt.

Es gibt daher kein anderes Mittel, die Marine des Staa-

tes zu vergrößern, als wenn man daselbst die Fortschritte des Seehandels begünstigt.

Die Klassifizirung für die königliche Marine legt der Freiheit, der Industrie und der Seehandlung Hindernisse in den Weg, wobei der Staat keinen Vortheil hat.

Warum nimmt man im Falle eines Seekrieges, womit Dänemark jedoch wenig bedroht ist, nicht wie in Holland freiwillige Matrosen dazu?

Befürchtet man etwa, daß eine solche Maßregel unzulänglich und zu kostspielig seyn würde? In diesem Falle könnte man wie in England, Matrosen pressen; dieß würde der Klassifizirung vorzuziehen seyn, welche ein steter Zwang, dagegen die Matrosenpressung nur eine augenblickliche gewaltsame Maßregel ist.

Die Dänische Regierung besoldet selbst in Friedenszeiten ein zu zahlreiches Korps See-Zimmerleute. Unterhält man bloß, um diese nicht unbeschäftigt zu lassen, in den Magazinen eine so ungeheure Masse Bauholz, und läßt so viele Kriegsschiffe anfertigen, welche, ohne irgend einen Dienst zu leisten, in dem Hafen von Kopenhagen verfaulen? Würde die Kauffartei-Flotte nicht Materialien und Arbeiter, deren die Marine des Königs bedürfen mögte, zu einem weit geringern Preise liefern?

Ist es nicht eine rein verlorne Ausgabe, daß man mehr Kriegsschiffe bauen läßt, als man gegen den Feind gebrauchen könnte?

Dänemark würde es sicherlich mit seinen 18,000 Matrosen nicht versuchen, gegen große Seemächte zu kämpfen; da es bloß mit den Schweden in Krieg kommen kann, warum unterhält es im Frieden mehr Kriegsschiffe als Schweden besitzt?

Es ist zu bemerken, daß die Dänische Flotte vielleicht zu viel Linienschiffe, und nicht leichtere genug habe, die geeignet wären, zwischen den Klippen und auf den Untiefen, von denen die Küsten des Landes umgeben sind, zu fahren.

Schluß.

Dänemark ist, vermöge der Lage und Umstände, in denen es sich befindet, zu einem Seestaate bestimmt, und kann nur durch seine Marine zu Ansehen gelangen; es wird aber durch einen übermäßigen Militair-Etat im Frieden weder zur See noch zu Lande wirkliche Macht erwerben.

Unterhält man einen größern Militair-Etat in Friedenszeiten, als man im Kriege gebrauchen kann, so erschöpft man sich, um sich ein Ansehen zu geben.

Vielleicht gab es eine Zeit, wo die militairischen Erfolge eines Volkes das Resultat der durch das Bedürfniß angetriebenen Begierde waren; allein in den Zeiten, worin wir leben, entspringt die Kraft eines Staates aus der Anzahl, dem Reichthum und Gemeingeiste der unter seinen Gesetzen lebenden Individuen.

Die Aufgabe, welche sich eine Regierung setzt, um die durch begangene Mißgriffe und erfahrene Unfälle herbeigeführten Uebel wieder gut zu machen, und sich für die Zukunft Hilfsquellen zu bereiten, muß darin bestehen, alles zu beseitigen, was die produktive Industrie unter den Einzelnen behindert, sie zu nützlichen Arbeiten aufzumuntern; die Gesellschaften und Unternehmungen, da wo deren Anstrengungen vereint seyn müssen zu beschützen; unter ihnen Treue, Sicherheit uud Ordnung walten zu lassen; die überflüssigen Ausgaben des Staates abzuschaffen, und die Civil- und Militair-Beamten auf die unumgänglich nöthige Zahl zu beschränken.

Macht es sich die Regierung ferner zur Richtschnur, den Landeskindern vorzugsweise Vertrauen zu schenken, und ihnen die Civil- und Militair-Aemter vorzubehalten; bestrebt sie sich, dem Volke Liebe zu bezeigen, und unterstützt sie diese durch wirkliche und aufrichtig gemeinte Anstrengungen: so wird es ihr sicherlich gelingen, Gemeingeist und Vaterlandsliebe, nicht bloß unter den von ihr besoldeten Beamten und regulären Truppen,

sondern auch in der ganzen Nation hervorzurufen. Dann wird diese auch stets bereit seyn, sich zu waffnen, um die Regierung zu vertheidigen, und ihr die Milizen zu liefern, welche die wesentliche Kraft der Staaten zweiter Ordnung ausmachen, wofern nur die Menschen, welche sie regieren, sich ein wahrhaft nationales Ansehen zu verschaffen wissen, und sich bestreben, statt die Milizen nach dem Muster fremder Heere zu bilden, solche nach den örtlichen Umständen des Landes und den karakteristischen Anlagen seiner Einwohner zu organisiren. Es ist wahrscheinlich, daß wenn Dänemark diesen Weg einschlägt, es sich aus seiner gegenwärtigen Schwäche erheben, und zu dem Grade der Wohlfahrt und Macht gelangen werde, welche es durch seine Stellung zu hoffen berechtigt ist.

Anhang vom Jahre 1794.

Unter der Regierung Friedrich V., welcher im Jahre 1767 starb, bezog die Dänische Regierung vom Französischen Hofe Subsidien für die militairischen Rüstungen, welche sie auf seine Veranlassung unternahm, um die mit See-Munition nach Frankreich geschickten Dänischen Schiffe zu eskortiren.

Diese Rüstungen geschahen 1757 und 58. Ihre Kosten überstiegen die Gewinnste dieses Handels, und den Betrag der von Frankreich versprochenen Subsidien, welche übrigens nicht ganz geleistet wurden. Die Dänische Regierung hatte Ursache zu vermuthen, daß diese Rüstungen sie mit England entzweien dürften, gegen welche Macht sie eine rücksichtsvolle Stellung behaupten zu müssen glaubte.

Diese Betrachtungen regelten ihr Verhalten während des Amerikanischen Krieges: sie lehnte es ab, mit zu der Koalition bewaffneter Neutralität zu treten, welche von Rußland ausging;

diese Weigerung schützte Dänemark vor dem Ungewitter, das damals die Holländer heimsuchte.

Wie geht es zu, daß diese Lehren der Erfahrung jetzt verloren sind, und die Dänische Regierung die Gefahren nicht sieht, denen sie sich durch das eben mit Schweden eingegangene Bündniß bewaffneter Neutralität aussetzt?

Man muß die Geschichte vergessen haben, da man nicht einsieht, daß Schwedens Freundschaft für Dänemark rein imaginair ist; doch selbst angenommen, sie wäre aufrichtig, so gewährt sie doch eine zu schwache Stütze gegen England, und selbst gegen Rußland und mußte daher gegen eine solche Allianz einnehmen.

Ueberdieß, welchen Zweck hat dieses Bündniß für Dänemark? — die Dänischen Kaufleute, welche Getreide nach Frankreich bringen, zu schützen.

Doch der Dänische Ackerbaustand kann, da er zu dem Bedarf Norwegens und anderer nördlichen Theile der Monarchie nicht ausreicht, auch zu diesem Handel kein Getreide liefern; man bezieht es daher jetzt aus Polen uud den Preußischen Provinzen.

Die Gewinnste, welche diese Einfuhren abwerfen, bereichern demnach vorzüglich die Fremden; bloß einige Dänische Spekulanten haben einen sehr schwachen Theil daran, und die Nation im Ganzen zieht wenig Nutzen daraus. Uebrigens wird auch dieser aufhören, sobald Preußen mit Frankreich den jetzt unterhandelten Frieden abgeschlossen haben, und selbst sein Getreide und das der benachbarten Polen nach Frankreich schicken wird.

Ist hierbei wohl ein Nutzen, der so viel Aufopferungen verdiente? Kostet die aus acht Linienschiffen und einer Anzahl Fregatten bestehende Eskadre, welche Dänemark seinem Traktat mit Schweden gemäß, in See gehen läßt, ihm nicht weit mehr als der durch diese Ausrüstung zu beschützende Handel seinen Kaufleuten einbringen mögte?

Anhang vom Jahre 1795.

Wenn Frankreich mit England im Kriege begriffen ist, so bieten sich für die neutralen Staaten, wie z. B. Dänemark, Gelegenheiten dar, Vortheile daraus zu ziehen, indem sie den Franzosen Gegenstände bringen, welche diese gerade brauchen, aber mit ihren eignen Schiffen nicht ohne große Gefahren holen können; die neutralen Schiffe indessen, die diesen Handel betreiben, sind der Untersuchung der englischen Kreuzer ausgesetzt, welche die zur Verpflegung ihrer Feinde bestimmten Gegenstände durchsuchen, und die Schiffe, welche dergleichen verdächtige Sachen zu enthalten scheinen, nach England aufbringen.

Mehrere dieser Schiffe werden von den Englischen Gerichten für gute Prise erklärt.

Man hat sogar Beispiele, daß neutrale Schiffe, welche nicht nach Frankreich bestimmt waren und nichts zu dessen Verpflegung enthielten, zum großen Nachtheil der Interessenten, nach England geschickt, da behalten und für gute Prise erklärt wurden. Man behauptet, daß die Englische Regierung der Fremden wenig schone, wenn es sich darum handelt, den Handel seines Landes zu begünstigen, oder den Eifer seiner Kreuzer zu ermuthigen.

Die Engländer würden es ohne Zweifel nicht wagen, sich dergleichen verhaßte Bedrückungen zu erlauben, wenn sie sich nicht der unendlichen Uebermacht ihrer Kräfte gegen die andern Seemächte bewußt wären.

Wie sollen sich also die Staaten verhalten, welche solche Bedrückungen erfahren?

Sollen sie die Gesetze der Billigkeit in Anspruch nehmen? — Dergleichen Fragen werden unglücklicherweise nicht, wie die der Partikuliers, durch bestimmte Gesetze und neutrale Tribunäle, die Autorität genug haben, ihre Beschlüsse in Vollziehung zu bringen, entschieden.

In solchen Fällen ist es nicht genug, wenn man das Recht auf seiner Seite hat, um Gerechtigkeit zu erhalten; wäre dem

so, dann würde man weder Land- noch See-Armeen brauchen, und gute Professoren des öffentlichen Rechts würden dazu hinreichend seyn. Allein in den Streitigkeiten, die ein Staat mit einem andern hat, wird das Recht allein wenig beachtet, wenn es nicht durch Achtung-gebietende Kräfte, oder durch geschickte, mit Empfehlungen irgend einer alliirten Macht begleitete Negociationen unterstützt ist.

Der Weg der Unterhandlungen ist für alle Staaten zweckmäßig; er gehört aber vorzüglich in die Staaten zweiter Ordnung, wie es Dänemark ist.

Demnach muß dieses, wenn es mit den Barbaresken-Staaten in Afrika in Streitigkeiten kömmt, Frankreichs Verwendung in Anspruch nehmen, und wenn sein Seehandel durch Englische Kreuzer Abbruch erleidet, sich an den Hof von St. James wenden, bei ihm um Ersatz und Erleichterung anhalten, zugleich aber sich bemühen, daß diese Reklamationen durch den Petersburger Hof unterstützt werden.

Eben so muß Dänemark zur Dazwischenkunft dieses Hofes seine Zuflucht nehmen, so oft es über Interessen mit der Preußischen oder Oesterreichischen Regierung zu verhandeln hat.

So wie dieser Staat aber gegen eine Macht wie England Drohungen anwendet, oder Kriegs Demonstrationen vornimmt, wenn ihm von derselben irgend eine Beleidigung widerfahren, dann täuscht er sich über den Umfang seiner Kräfte; statt Respekt oder Furcht einzuflößen, reizt er bloß, und weit entfernt, dem erfahrnen Uebel abzuhelfen, setzt er sich nur noch größern aus.

Ein schwacher Staat, der weder durch Negociationen, noch durch Bitten für die von irgend einer großen Macht ihm zugefügten Kränkungen Ersatz erhalten kann, muß sich bemühen, seine Unzufriedenheit an sich zu halten, im Stillen, und wo möglich selbst mit Anstand leiden.

Nur durch eine weise Resignation entgingen die Holländer dem Zorn Kromwell's. Ohne die Kränkungen der Englischen Kreuzer zu erwiedern, welche im völligen Frieden ihre Kauffartei-Schiffe durchsuchten, ertrugen sie vielmehr diese Demüthigung lieber, als daß sie mit ihrem furchtbaren Feinde anbanden.

Durch ein gleich kluges Benehmen behauptete Venedig so viele Jahrhunderte seine politische Existenz zwischen streitsüchtigen und mächtigen Nachbaren.

Die Kunst, zu rechter Zeit nachzugeben, und ohne Murren Unrecht zu ertragen, macht einen Theil der von kleinen Staaten zu beobachtenden Klugheit aus.

Welche Frucht hat die Dänische Regierung durch ihre Neutralitäts-Alliance mit Schweden, oder durch ihre feindliche Stellung davon getragen? Ihre Absichten waren ohne Zweifel recht gut, allein sie flößte den Kaufleuten des Landes eine nachtheilige Sicherheit ein. Die Engländer machen hauptsächlich auf Dänische Schiffe Jagd, und den 18. August 1794 zählte man bereits 315 dergleichen in den Englischen Häfen zurückgehaltene Schiffe; und obgleich die Regierung Großbritanien's zu derselben Zeit die Ordre, neutrale Schiffe wegzunehmen, widerrufen hatte, wurden dennoch wenig Dänische freigegeben.

Im März 1795 erließ der Hof von St. James neuerdings die Verordnung, neutrale Schiffe zu kapern, und den Monat Oktober darauf waren im Ganzen 466 Dänische Fahrzeuge in die Häfen Großbritaniens aufgebracht.

Dänemark hat demnach nicht allein sehr viel zu unnützen Rüstungen verwendet, sondern sein Handel auch weit mehr Schiffe verloren, als es der Fall gewesen wäre, wenn diese Rüstungen nicht statt gefunden hätten.

In den gegenwärtigen Umständen sollte sich Dänemark auf die Lage eines kaufmännischen Staates beschränken, der seine Häfen aller Welt öffnet; und der sicherste einzuschlagende Weg wäre, daß es dem Beispiele Hamburg's und Lübeck's nachahmte, welche Städte den Handel benutzen, den England ihnen noch lassen will, und sich wie die Armen von dem, was von der Tafel der Reichen übrig bleibt, kümmerlich erhalten.

Anhang vom Jahre 1797.

Dänemark ist von seinem Systeme bewaffneter Neutralität nicht abgegangen, und verwendet noch einige Fregatten, um seine Handelsschiffe zu geleiten.

Muß man dem Feuer des Grafen von Bernstorff diese Seerüstungen zuschreiben, auf welche man, wie es scheint, verzichten wollte? Das künftige Verhalten wird dies lehren.

Alles was was Krieg betrifft, gehörte nicht in das Departement dieses Ministers; daher kann man ihm auch weder die bei der unglücklichen Unternehmung auf Gothenburg ergriffenen falschen Maßregeln, die im Jahre 1788 Dänemark wenigstens 42 Millionen Livres gekostet haben, noch die übermäßigen Militair-Etablissements im Frieden, und besonders der nach Deutschem Fuße eingerichteten, und unter seinem Ministerium sehr vermehrten Landmacht zur Last legen.

Der durch ihn mit Schweden zu Stande gebrachte Traktat bewaffneter Neutralität war ein großer Mißgriff, obgleich die Motive dazu herrlich waren. Es ist unnütz, auf diesen Gegenstand zurück zu kommen.

Graf Bernstorff hat das von Guldberg geschaffene Indigenat-Gesetz aufrecht erhalten. Er begünstigte vorzugsweise die deutschen Fremden, und gebrauchte sie sehr zu öffentlichen Aemtern. Man wird sich hierüber nicht wundern, da er selbst ein Ausländer war. In seiner Eigenschaft als Chef der Deutschen Kanzlei hatte er die Universität Kiel unter seinem Ressort, und behandelte sie mit besonderer Vorliebe.

Diese Universität gibt den ersten Deutschlands, wegen der Anzahl ihrer Professoren und der Kosten ihrer Unterhaltung, nichts nach.

Es ist zu bemerken, daß in dem Traktat von 1773, durch welchen Rußland an Dänemark Holstein abgetreten, die bei der Dänischen Regierung angestellten Deutschen die Beibehaltung der Universität Kiel stipuliren ließen; und gleichwohl könnte man, wenn das Ministerium nur je national würde, diese Universität mit Bewilligung des Petersburger Hofes aufheben, um an deren Stelle eine in Norwegen zu errichten. Die Einkünfte der Universitäten zu Kiel und Kopenhagen, so wie der Akademie zu Soroe betragen zusammen 600,000 Thaler, diese würden für zwei Universitäten, eine in Dänemark und die andere in Norwegen, hinreichen.

Wenn die Holsteiner, welche sich öffentlichen Aemtern widmen, die Dänische Sprache lernten, und ihre Studien in Kopenhagen betrieben, so könnte man vielleicht dadurch die Unterthanen des Königs enger mit einander vereinigen.

Wie groß auch die Mißgriffe, in welche der Graf von Bernstorff verfallen, immer seyn mögen; so muß man doch erkennen, daß Dänemark es ihm hauptsächlich verdankt, daß es nicht in die gegen Frankreich gebildete Koalition mit hineingezogen wurde. Er hatte um so mehr Verdienste in dieser Hinsicht, da er persönlich einen tiefen Haß gegen die Französischen Revolutionärs nährte.

Sein Briefwechsel mit dem Englischen Minister, um die Zumuthungen in Bezug auf diesen Gegenstand von sich zu weisen, zeichnet sich durch Vernunft und Würde aus.

Der Graf von Bernstorff hat die im Jahre 1770 durch Struensee eingeführte Preßfreiheit nicht behindert.

Auch trug er wirksam zu den Maßregeln bei, welche man zur stufenweisen Befreiung des Dänischen Landmanns vom Frohndienste ergriffen hatte.

Er verband mit rechtlichen Gesinnungen wissenschaftliche Bildung und ein sehr glückliches Gedächtniß.

Er besaß mehr Karakterfestigkeit als sein im Jahre 1772 verstorbener Onkel, Bernstorff der Erste, der aus dieser Familie zuerst ins Dänische Ministerium trat. Doch trugen sie vielleicht beide zur Anwachsung der Schulden und Lasten Dänemarks bei, indem sie diesen Staat die Rolle einer großen Macht spielen lassen wollten.

Struensee, welcher den ersten Bernstorff verdrängte, bereitete sich dadurch den Untergang, daß er zu viel, und zu schnell reformiren wollte; er sicherte sich nicht vor der Berauschung der Macht, welche von allen andern die gefährlichste ist. Allein er bewirkte, daß der herrschende Einfluß der Pagen auf die Regierung anfhörte, beschäftigte sich damit, die Preßfreiheit einzuführen, den Landmann frei zu machen, die Verwaltung der Armee zu nationalisiren, und die Zahl der Civil- und Militair-Stellen zu verringern.

Guldberg, welcher Struensee stürzte, schloß, wie bereits erwähnt, durch ein Gesetz Ausländer von diesen Aemtern aus.

Er machte die Landessprache zur herrschenden im Heere, begünstigte das Studium der todten Sprachen, das sich so sehr eignet, den Geist der Forschung und Analyse zu wecken. Doch war er gegen die Befreiung des Landmanns gestimmt; und obschon er die nachtheiligen Folgen eines übermäßigen Militair-Etats in Friedenszeiten kannte, und sie vor seinem Eintritte ins Ministerium in einem herausgegebenen Werke dargethan hatte; so gefiel es ihm doch, eher diesen Mißbrauch fortbestehen zu lassen, als den von Struensee begonnenen Reformen zu folgen.

Wir haben bereits eine Uebersicht der Fehler und Verdienste Bernstorff's gegeben, welcher Guldbergs Stelle erhielt.

Wie glücklich würde die Administration zu nennen seyn, welche Dänemark dahin brächte, seine Kräfte während des Friedens ohne Prunk dadurch zu vermehren, daß es die nicht unumgänglich nöthigen Ausgaben einschränkte, alles entfernte, was die nützlichen Industrien behindert, und die Bestrebungen wie den Wohlstand der Einzelnen begünstigte; das sind die Elemente jeder wahrhaft politischen Größe!

Anhang vom Jahre 1801.

Im Jahre 1799 wurde ein Schwedisches, durch eine Fregatte eskortirtes Kauffarteischiff von den Engländern genommen, und für gute Prise erklärt, weil es sich geweigert hatte, sich durchsuchen zu lassen.

Dieß war für Dänemark ein Wink, daß es keine Handelsschiffe weiter eskortiren lasse, und nicht darauf Anspruch mache, über die Befugniß zur Untersuchung zu entscheiden.

Man schrie über die Ungerechtigkeit der Engländer; allein vergaß man, daß sie die Stärkern sind und wenigstens 250,000 Matrosen haben, während Dänemark deren nicht einmal 19,000 besitzt?

Zu Anfange des Sommers 1800 nahm die Dänische Fregatte die Freya von 32 Kanonen unter ihre Eskorte sieben Handelsschiffe, und erhielt den bestimmten Befehl, Gewalt zu gebrauchen, um sich nicht visitiren zu lassen. Dieses Konvoi stieß im Monate Juli an der Höhe von Ostende auf eine Englische Fregatte, die ihm überlegen war, die Freya widersetzte sich der Visitation und es kam zum Gefechte; die Dänische Fregatte und sämmtliche Fahrzeuge des Geschwaders wurden genommen und nach Portsmouth aufgebracht.

Sogleich rüsteten sich die Dänen zu Lande und zu Wasser, doch unterhandelte man auch. Den 19. August kam man überein, daß über das Recht der Engländer, die unter Eskorte segelnden Schiffe zu untersuchen, diskutirt werden solle, und die Dänischen Handelsschiffe bis zur Entscheidung ohne Eskorte fahren mögen.

Im Monate September eroberten die Engländer die Insel Malta und weigerten sich, sie dem Czar Peter I. abzutreten, welcher solche als Großmeister des heiligen Johanniter-Ordens von Jerusalem reklamirte.

Den 7. November legte der dadurch aufgebrachte Czar Embargo auf alle in den Häfen seines Reichs befindliche Englische Fahrzeuge.

In Folge dieser Maßregel veranlaßte derselbe auch Schweden und Dänemark, sich gegen die Anmaßungen Englands mit ihm zu liguiren.

Der Hof von Kopenhagen unterzeichnete diesen Traktat den 16. Dezember.

Der König von Preußen trat den 12. Februar 1801 dieser nordischen Ligue bei, und besetzte den 30. März das Hanöversche ohne Hinderniß.

Bald gewahrte man, daß die Engländer große Anstalten träfen, um diese Ligue aufzulösen.

Seit dem 14. Januar hatte ihre Regierung Befehl erlassen, sich aller Dänischen, Schwedischen und Russischen Schiffe zu bemächtigen; zu gleicher Zeit ließ sie auch eine nach dem Baltischen Meere bestimmte Eskadre ausrüsten.

Die See-Streitkräfte Englands konnten den Russen keinen großen Abbruch thun, da diese nur ein Dutzend Kauffarteischiffe in See hatten.

Kronstadt ist einem Bombardement nur wenig ausgesetzt; und selbst wenn es den Engländern gelänge, daselbst einige Kriegs-Fahrzeuge zu zerstören, würde dieser Verlust einer Macht, die kein See-Staat ist, wenig empfindlich seyn.

Einige Russische Kriegesschiffe im Baltischen Meere zerstören, ist so viel, als wenn man Geräthschaften zerschlüge, die zu keinem Gebrauche bestimmt sind.

Das Russische Gouvernement hat vielleicht 200 Linienschiffe bauen lassen, die alle unnützerweise in seinen Häfen verfault sind.

Um eine Seemacht zu bilden, ist es nicht genug, wenn man bloß Kriegsschiffe fabriziren läßt, dazu gehören auch Matrosen, und Rußland hat solche nicht; es gehören hiezu auch bequeme Häfen, und im Baltischen Meere giebt es keine.

Nur im schwarzen Meere können die Russen dereinst eine Marine bekommen; die Krimm bietet ihnen gute Häfen dar.

Auch in der Levante und in Indien könnten sie die Engländer erreichen; aber in den Umständen, worin sie sich jetzt befinden, können sie letztern nicht schaden, und ihnen keinen größern Nachtheil zufügen, als sie sich selbst dadurch zuziehen, daß sie ihre Märkte den Nationen verschließen, welche ihren Produkten den vortheilhaftesten Abfluß verschaffen.

Wenn Rußland in mancher Hinsicht von Seiten Englands unverletzbar ist, so ist dieß doch mit Dänemark nicht der Fall, welches sich vielmehr durch den Beitritt zur nördlichen Ligue gegen Großbitanien großen Uebeln aussetzt. Seine Kolonien, sein Handel, ungefähr 2000 seinen Kaufleuten gehörende Schiffe werden wahrscheinlich eine Beute seiner Feinde werden, seine Hauptstadt selbst dürfte bombardirt und zerstört werden.

Da die Dänen den Vortrab Rußland's bilden, so dürften die ersten Schläge, oder vielmehr alle auf sie fallen.

Mußten diese Betrachtungen den Hof von Kopenhagen nicht abhalten, sich dieser Ligue anzuschließen?

Er hatte Zweifels-ohne mächtige Motive, sich Rußlands Wohlwollen zu erwerben; allein konnte er nicht seine unterm 19. August mit England getroffene Uebereinkunst anführen? Hätte er nicht als Entschuldigung die Gefahren, welchen ihn ein Bruch mit dieser Macht aussetzte, vorschützen können? Zwar schwächten die vorher von ihm angeordneten Rüstungen, um England Trotz zu bieten, diese Entschuldigung sehr, die an und für sich so gewichtig war, doch hätte man so lange als möglich einer bestimmten Antwort answeichen sollen. War es endlich nicht nothwendiger, einen Bruch mit den Engländern zu vermeiden, selbst wenn der Czar sich dadurch etwas beleidigt fühlte, als daß man sich solchen Uebelständen bloß stellte, vor denen seine Hilfsleistungen Dänemark nicht bewahren konnten?

Es schien auch, daß der Kopenhagener Hof die Folgen dieses Engagements einsah, denn er wollte den 16. Dezember 1800 bei dessen Unterzeichnung Einschränkungen treffen; allein der Czar zeigte sich darüber sehr unzufrieden, entließ die Dänische Legation von St. Petersburg, und berief seinen Minister in Kopenhagen zurück.

Vielleicht hätte das Dänische Gouvernement sich diesen Umstand zu Nutze machen sollen, um sich aus dieser Ligue zu ziehen; der Schade, den der Czar ihm zufügen konnte, war noch entfernt, seine üble Stimmung konnte sich mit der Zeit legen, und man hat Ursache zu glauben, daß Dänemark mit einem diplomatischen Verweise davon gekommen wäre.

Wie glücklich würde ein Volk seyn, wenn die Zwistigkeiten seines Gouvernements mit dem Fremden sich immer um einen solchen Preis endigten!

Wahrscheinlich waren diese Reflexionen dem Kopenhagener Kabinet nicht entgangen, und würden vielleicht über sein Verhalten entschieden haben, wenn Frankreichs Einfluß nicht die Wage zu Gunsten der Ligue gegen England geneigt hätte.

Frankreich indessen, weit entfernt dadurch, daß es die Dänen mit den Engländern entzweite, zu gewinnen, setzte sich nur der Gefahr aus, sowohl das Asyl, welches die Französischen Schiffe in den Antillen fanden, als auch die See-Munitionen, welche

ihm die Dänen zuführten, zu verlieren; doch vielleicht waren es höhere Rücksichten, welche die Dänischen Unterhändler bei dieser Gelegenheit leiteten.

Wie dem auch sei, so schickte der Kopenhagener Hof den Maltheserritter, Grafen von Lowendahl, nach Petersburg, sich ohne Einschränkung in den Willen des Kaisers von Rußland zu fügen.

Von diesem Augenblick an mußte sich Dänemark gefaßt machen, einen Kampf gegen die Engländer zu bestehen; es war leicht voraus zu sehen, daß es ihnen nicht lange Widerstand leisten können werde.

Zu Lande kann eine Armee von 30,000 Kombattanten eine andere von 60,000 Mann schlagen; die Geschichte liefert davon manches Beispiel. Allein in einem Seekrieg zwischen zwei Nationen, die in der Manövre-Kunst gleich geschickt sind, braucht man nur die einander entgegen gestellten Schiffe und Kanonen zu zählen, um zu erkennen, auf welcher Seite sich der Sieg entscheiden werde.

Da nicht zu bezweifeln war, daß die Engländer mit einer zahlreichern Flotte erscheinen werden, so versuchte man es auch nicht, ihnen eine entgegen zu stellen.

Die Hoffnung, sie bei der Passage des Sundes aufzuhalten, war sehr schwach, obgleich die Festungswerke von Kronenburg seit einigen Jahren bedeutend vermehrt worden waren. Der Sund, diesem Schlosse gegenüber, mißt nach Wilsen 1995 Toisen, nach Catteau sogar nur 1331, und dieß ist der schmalste Ort des Passes. Demnach würden die 600 und selbst nur 400 Toisen weit von Kronenburg vorbeipassirenden Schiffe nur wenig vom Geschütze dieser Platzes belästigt werden: man lasse es sich nur nicht einfallen, von dieser Entfernung aus, auf einen Gegenstand zu schießen, der so wenig Fläche als ein Schiff auf der See darbietet; angenommen, daß eine Flotte durch den Wind oder die Strömung genöthigt worden wäre, sich Kronenburg zu nähern, so würden zwei oder drei Linienschiffe um so mehr hinreichend gewesen seyn, dessen Batterien zum Schweigen zu bringen, da man daselbst nicht die geringste Anordnung getroffen

hatte, mit glühenden Kugeln zu feuern, was gleichwohl die einzige Art ist, Landbatterien den Kriegsschiffen furchtbar zu machen. Uebrigens erstreckt sich der enge Theil des Sundes nicht weit; der Kanal ist sonst überall breit genug, dergestalt, daß die Gefahr, wenn wirklich eine vorhanden gewesen, bald beseitigt worden wäre.

Um indessen nichts zu vernachlässigen, den Feind bei dieser Straße aufzuhalten, begab sich der Kronprinz von Dänemark in Person zum Könige von Schweden, um ihn zu veranlassen, daß er seinerseits Batterien in Helsinborg etablire; doch der König von Schweden weigerte sich, dieser Maßregel beizutreten, wenn die Dänische Regierung sich nicht dazu verständige, von nun an den Sundzoll mit Schweden zu theilen.

Aus dieser Antwort kann man entnehmen, was von einem solchen Verbündeten zu hoffen stand.

Den 13. März 1801 segelte der Englische Admiral, Sir Hydeparker von Yarmouth aus mit zwei Schiffen von 98 Kanonen, 15 von 74 und 36 Fahrzeugen von geringerer Größe ab, unter welchen man 11 Bomben-Galionen zählte.

Dem Parker waren Lord Nelson und der Admiral Graves als Lieutnants beigegeben.

Am 28. schickte er einen Parlementair an den Kommandanten von Kronenburg, um bei ihm anzufragen, ob er auf die Englische Flotte, welche sich anschicke, den Sund zu passiren, schießen lassen werde. Der Kommandant antwortete, er habe Ordre zu feuern.

Den 30. stellten sich acht Englische Schiffe, obschon bei ungünstigem Winde, dem Schlosse von Kronenburg gegenüber auf, welches eine Kanonade auf dieselben begann, während der Ueberrest der Flotte hinter ihnen defilirte.

Diese Kanonade verursachte bloß einen vergeblichen Lärm, denn die Englischen Schiffe befanden sich in zu weiter Entfernung, als daß jene von Wirkung seyn konnte.

Gegen Mittag erschien die ganze Englische Flotte vor Kopenhagen.

Die Hauptstadt Dänemarks besteht aus zwei Theilen, der

eine gegen Abend liegt auf der Insel Seeland, der andere gegen Morgen auf der Insel Amak; der Handelshafen befindet sich gegen die westliche Seite zu und der Militair-Hafen gegen die Insel Amak. Diese beiden Stadttheile sind mittelst einer langen hölzernen Brücke mit einander verbunden. Der Eingang in den Hafen ist für große Schiffe nur gegen Norden praktikabel, und wird durch die auf der Insel Seeland befindliche Zitadelle, durch das in der Rhede selbst gelegene Fort der 3 Kronen, durch die Werke auf der Insel Amak, und vorzüglich durch die Untiefen vertheidigt, die es den Schiffen nicht möglich machen, nahe genug heranzukommen, um mit ihren Kanonen den Hafen oder die Stadt zu treffen.

Kopenhagen hat also nicht das Geringste von den Kanonen einer feindlichen Flotte zu befürchten; allein der Mörser der Bomben-Galioten kann sein Feuer in alle Punkte der Stadt und des Hafens schleudern, und reicht sogar noch weiter. Daher ist Kopenhagen auch gegen ein Bombardement von der Seeseite her nicht geschützt.

Das seit einigen Jahren erst bestehende Fort der 3 Kronen reicht nicht hin, die Gefahr zu entfernen.

In den kritischen Umständen, worin man sich befand, suchte man diesem Mangel dadurch abzuhelfen, daß man mehrere entmastete, und mit Kanonen versehene Schiffe zusammen befestigte, und sie vorwärts der den Eingang zum Hafen deckenden Untiefen aufstellte.

Vier von diesen Schiffen vertheidigten die Approschen des geringen Zwischenraumes, welcher durch die Zitadelle und das Fort der drei Kronen gebildet wird.

An zwanzig andere entmastete Schiffe oder schwimmende Batterien bildeten eine Vertheidigungslinie vorwärts des Zwischenraums, der sich vom Fort der drei Kronen, bis zur Insel Amak erstreckt, ein Intervall von mindestens 3,000 Toisen.

Die Besatzung dieser schwimmenden Batterien bestand aus Leuten, die man bei Annäherung des Feindes in der Stadt selbst zusammengebracht hatte, und zeigte guten Willen. Sie hatten sich zu dem Behufe Haufen-weise eingefunden; denn der

Eifer der Einwohner, zur Vertheidigung der Stadt beizutragen, war sehr groß; jeder eilte herbei, seine Dienste anzubieten.

Am 2. April griff Lord Nelson die 13 schwimmenden Batterien, welche die Rechte der Vertheidigungslinie der Dänen bildeten, an; zwei dieser Batterien waren von 74 Kanonen, die andern aber viel geringer.

Nelson attakirte mit dreißig Schiffen, dabei befanden sich 12 Linienschiffe und 8 Fregatten.

Wie ungleich der Kampf auch war, so dauerte er doch vier und eine halbe Stunde. Die Dänen unterlagen, aber mit Ehre. Gegen Ende der Aktion ließ das Feuer des Englischen Geschützes so sehr nach, daß mehrere darunter, das Admiralschiff mitgerechnet, nur noch aus einigen Stücken feuerten. Da schickte Nelson einen Parlementair, um Einstellung der Feindseligkeiten vorzuschlagen, was auch angenommen wurde.

Diese Demarsche schien gut gemeint, denn die 13 angegriffenen Dänischen Batterien waren verloren, die größte davon, der Danebrog, war in die Luft geflogen, und der Ueberrest so übel zugerichtet, daß die Engländer nur eine einzige mitnehmen konnten. Allein Nelson ließ bloß diesen Waffenstillstand vorschlagen, um drei von seinen auf einer Untiefe unter dem Feuer des Forts der drei Kronen engagirten Schiffe zu retten.

Die Einstellung der Feindseligkeiten wurde hierauf auf 14 Wochen verlängert, ohne jedoch Norwegen, Schleswig, Holstein, die außerhalb des Baltischen Meeres befindlichen Fahrzeuge, und die Dänischen Kolonien mit darunter zu begreifen.

Der Kopenhagener Hof sah sich endlich genöthigt, von der Koalition des Nordens abzugehen, und den Seehandel seines Landes der Willkühr der Engländer Preis zu geben.

Diese hatten das Ansehen, als wenn sie eines schwachen Feindes schonten, während sie die Früchte eines vollständigen Sieges über ihn davon trugen.

Parker zeigte während des Waffenstillstandes eine Art Großmuth; er bezahlte die für seine Flotte verlangten Lieferungen baar, und erlaubte die Absendung einiger mit Lebensmitteln versehenen Fahrzeuge, nach Norwegen.

Da er ohne Zweifel nicht wußte, daß die Dänen Hamburg und Lübeck besetzt hatten, so verlangte er die unmittelbare Räumung derselben auch nicht.

Der Verlust der Dänen in dem Kampfe vom 2. April betrug nach dem Berichte des Kommodors Fiske, welcher deren Vertheidigungslinie befehligte, sechszehn bis achtzehnhundert Getödtete oder Verwundete.

Die Nachricht von diesem Erfolge wurde vom Englischen Parlamente mit außerordentlicher Freude aufgenommen und solcher als eine der rühmlichsten Thaten betrachtet. Es votirte Monumente für die beiden, auf dem großen Schiffe in der Schlacht getödteten Kapitaine, ein gewöhnlicher Gebrauch bei ihm, wie man sagt, der zu zeigen scheint, daß der Seekrieg wenig mörderisch ist.

Die von den Dänen bei dieser Gelegenheit getroffenen Vertheidigungsanstalten, konnten nicht sehr wirksam seyn.

Die Linie der entmasteten Schiffe, oder schwimmenden Batterien, welche sie etablirt hatten, war von den benachbarten Wällen nicht genugsam geschützt und der von den Engländern angegriffene und umgangene rechte Flügel fast gar nicht unterstützt.

Die Pontonslinie, um den Hafen und die Stadt gegen eine Kanonade zu vertheidigen, war nicht nothwendig, da die Untiefen dazu hinreichten. Um sich vor einem Bombardement zu sichern, hätte diese Linie von Batterien mit glühenden Kugeln schießen sollen, da dieses Mittel, wie bereits erwähnt, das einzigste ist, sie furchtbar zu machen.

Sie konnte demnach keinen entscheidenden Dienst leisten, der den Verlust an Menschen und Schiffen, die man dazu gebrauchte, aufwog.

Ging es nicht an, mit glühenden Kugeln zu feuern, und wollte man gleichwohl den Kampf mit den Engländern bestehen, so mußte man die Flotte zu rechter Zeit in See gehen lassen, dieselbe durch Heranziehung der See-Streitkräfte der Alliirten zu verstärken suchen, eine vortheilhafte Stellung nehmen, und das Loos einer Schlacht versuchen.

Mißlang diese, so würde Karlskrona zum Zufluchtsorte gedient haben.

Wahrscheinlich ist es, daß man durch das gegen die Schweden gehegte Mißtrauen von diesem Schritte abgehalten wurde.

Statt daß man Vertheidigungs-Maßregeln zu ergreifen suchte, wäre es vorzüglicher gewesen, den Angriff der Engländer abzuwenden, wenn man nämlich vermieden hätte, sie zu reizen.

Wozu nahm man eine feindliche Stellung gegen eine Macht, welcher man gewiß war, nach einigen Stunden Widerstand weichen zu müssen?

Haben die Dänen bei dieser Gelegenheit sich Fehler zu Schulden kommen lassen, so war das von den Engländern beobachtete Verhalten auch nicht frei von Mißgriffen.

Ohne zu untersuchen, ob sie gegen die Dänen eine wenig nothwendige Expedition der Art zu unternehmen brauchten, während sie so wichtige Geschäfte in Egypten zu beendigen hatten, muß man doch bemerken, daß der Angriff vom 2. April auf die Vertheidigungslinie vor Kopenhagen überflüssig war; hätte Parker diesen Platz blokirt, indem er einige Fregatten zur Bewachung der Passagen der Belten abschickte, so würde Kopenhagen bald genöthigt gewesen seyn, aus Mangel an Lebensmitteln zu kapituliren.

Der Angriff selbst wurde schlecht geleitet. Die Schiffe, welche die Vertheidigungslinie der Dänen bildeten, waren nicht wie die Französischen bei Abukir verbundenen Schiffe geordnet: diese konnten die Anker lichten und die Mastbäume koupiren, um sich gegen den Feind in Bewegung zu setzen; ein Theil von ihnen konnte denen, welche mit dem Feinde engagirt seyn mogten, zu Hilfe kommen.

Allein die Dänischen entmasteten Fahrzeuge, die jeder Mittel, sich vor- oder rückwärts zu bewegen, beraubt waren, befanden sich in der Nothwendigkeit, unbeweglich stehen zu bleiben. Nelson konnte also hier leicht zum Zwecke gelangen, wenn er sie successive, eins nach dem andern, angriff, statt daß er dreizehn auf Einmal attakirte, eine Operation, bei welcher er mehr

einer Anwandlung von Kühnheit als der Klugheit folgte, und die ihm mehr als 1000 seiner Leute kostete.

In der Nacht vom 23. und 24. März 1801 widerfuhr dem Czar Paul I. dasselbe Schicksal, das seinem Vater beschieden war; er büßte in Folge einer gegen ihn geschmiedeten Konspiration sein Leben ein.

Den nämlichen Tag vor dieser Katastrophe hatte er seinen Minister in Kopenhagen zurückberufen.

Sein Tod machte sowohl diese Zurückberufung, als die feindlichen Anordnungen, welche er gegen Dänemark zu treffen schien, rückgängig, und die Aufregungen des Nordens wurden gestillt.

Bemerkenswerth ist es, daß während die Engländer so harte Schläge den Dänen versetzten, sie die unter Preußischer Flagge segelnden Schiffe mit so gewissenhaften Rücksichten behandelten. Der König von Preußen war im Geheimen ihr Verbündeter, obgleich er dem Scheine nach sich der gegen sie gebildeten nordischen Ligue anschloß. In Uebereinstimmung mit ihnen besetzte er das Hannöversche, um es vor einer Französischen Invasion zu retten. Auch beschützte er das Eigenthum der Engländer zu Hamburg, und verhinderte die Dänen, sich desselben zu bemächtigen.

Seit dem 7. Mai verlangte er von Letztern, daß sie die Schiffahrt nach der Elbe eröffneten, und nöthigte sie, den 23. desselben Monats noch v o r dem Friedensschlusse, und ohne die geringste Ausgleichung, Lübeck uud Hamburg zu räumen.

Den 1. Juni darauf gab England die in seinen Häfen zurückgehaltenen Dänischen, Schwedischen und Russischen Fahrzeuge frei, und später die Dänischen Kolonien, von welchen es Besitz genommen hatte, wieder heraus.

Seine Flotte blieb im Baltischen Meere bis die Negociationen mit den nordischen Mächten geschlossen waren, nämlich bis Ende Juli.

Die Lehre, welche die Dänische Regierung erhalten, kam ihr, wie man sagt, nahe an 50 Millionen Livres zu stehen, die Verluste nicht mitgerechnet, welche ihr Seehandel erlitten hatte.

Diese Lektion ist theuer, kann ihr aber in so fern von Nutzen werden, wenn sie dieses Gouvernement veranlaßt, sich für die Zukunft auf die einem schwachen Staate gebührende Rolle zu beschränken; die unnützen Ausgaben im Civil- wie im Militairstande abzuschaffen; an den Streitigkeiten, welche andere Mächte mit einander haben, keinen Theil zu nehmen; auf großen Glanz und große Unternehmungen zu verzichten, die es nur noch mehr erschöpfen würden; endlich daß es geräuschlos durch die Industrie und friedlichen Arbeiten derer, welche unter seiner Bothmäßigkeit stehen, sich zu stärken suche.

Verbesserungen.

I. Theil.

Seite IV Zeile 10 von unten statt ist lies sind. S. 6 Z. 14 v. u. st. ein öffentliches l. einem öffentlichen. S. 21. Z. 9 v. u. st. es er. S. 29 Z. 1 v. o. st. waren l. war. S. 32 Zeile 15 v. o. nach zu gleicher fehlt: Zeit. S. 35 Z. 16 v. o. st. danoch l. danach. S. 44 Z. 17 v. o. nach 38000 fehlt: Thaler. S. 88 Z. 7 v. u. st. die Kommission l. der Kommission. S. 96 Z. 18 v. o. st. entzweite l. entzweiten.

II. Theil.

Seite 4 Z. 13 v. o. statt vormals Bauern genannt, l. mit andern Worten, die Bauern. S. 7 Z. 12 v. u. st. die Russischen l. Mehrere Russische, und Z. 2 v. u. st. 21 l. 41. S. 18 Z. 14 v. o. st. Krone l. Armee. S. 19 Z. 5 v. o. st. kommen l. kamen. S. 25 Z. 10 v. o. st. würden l. würde. S. 91 Z. 2 v. u. st. den Bedürfnissen l. den Ertrag des Bodens und die Bedürfnisse. S. 121 Z. 13 v. u. st. wie wirklichen l. die wirklichen. S. 138 Z. 8 v. u. st. die zählt l. die Stadt zählt. S. 141 Z. 12 v. u. st. Feindes l. Friedens.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Falkenskjold, Seneca Otto, / Secretan, Philippe, / Magnus, L. A.,

Denkwürdigkeiten des Herrn von Falkenskiold Königl. Dänischen Generals wä
hrend des Ministeriums und der Katastrophe des Grafen von Struensee
erhaltend eine treue und unpartheiische Darstellung der Ursachen und Umstä
nde dieser Katastrophe ..., nebst einer Relation der Feldzüge desselben in
der Russischen Armee ..., und Betrachtungen über den Militair-Stat Dä
Bd.: 2

Leipzig (1826)

Bibl.Mont. 3456-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11020339-8